

Abenteurer Gottes

clv

Dave und Neta Jackson

*Dwight L.
Moody*

Gefahr in der Zirkuskuppel

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dave und Neta Jackson sind verheiratet. Gemeinsam haben sie zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben.

Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer-Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«.

Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, USA, zu Hause.

1. Auflage 2008

Originaltitel: Danger on the Flying Trapeze

© 1995 by Dave und Neta Jackson

Originalverlag: Bethany House Publishers

© der deutschen Ausgabe 2008

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Hermann Grabe

Umschlag: OTTENDESIGN.de, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-89397-450-4

Inhalt

Vorwort	7
Schulschwänzer	9
Arbeit beim Zirkus	18
Zirkusreiterin	29
Zirkusflieger	41
Auf Tour	51
Die Weltausstellung	64
Im Riesenrad	73
Vom Trapez gefallen	84
Gesucht werden: Durchschnittstalente	92
Moodys Show	105
Kein Platz für Drückeberger	114
Verloren ...	128
... und gefunden	139
Mehr über Dwight L. Moody	150

Vorwort

Der Zirkus von Mr. Forepaugh gehörte vom 5. bis zum 18. Juni zum Programm der Weltausstellung in Chicago 1893. Für unsere Geschichte haben wir diese Zeit allerdings auf neun Tage verkürzt, einschließlich der zwei Sonntage (am 11. und am 18. Juni), als Dwight L. Moody das Zirkuszelt gemietet hatte.

Die wichtigsten Zirkuspersonen – Joe McCaddon, die Eugene Brothers als Trapezartisten, Eph Thompson, Addie Forepaugh, Jr., und seine Frau, Lillie Deacon – gehörten tatsächlich zu unterschiedlichen Zeiten von Ende 1880 bis Anfang 1890 zum Zirkus Forepaugh. Wir konnten allerdings nicht feststellen, wer noch 1893 mit von der Partie war. Die Nummer mit dem boxenden Elefanten »John L. Sullivan«, die Eph Thompson eingeübt hatte und von Addie Forepaugh übernommen wurde, haben wir aus dem Programm des Zirkus Forepaugh aus dem Jahr 1885 geborgt.

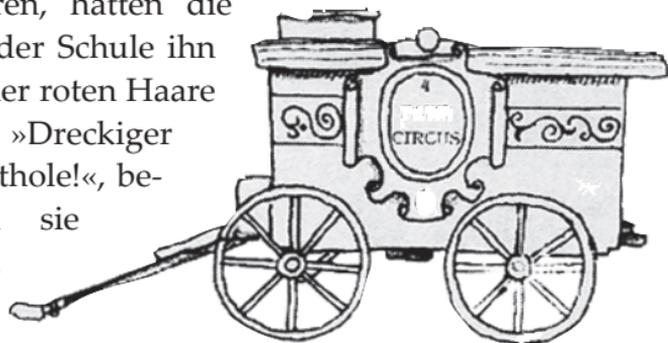
Casey Watkins und seine Familie sind rein fiktiv, obwohl sich Dwight L. Moody gern mit solchen jungen Leuten anfreundete und ihnen half, indem er sie auf eine seiner beiden Schulen schickte, die er in Massachusetts gegründet hatte.

Schulschwänzer

Casey Watkins vergrub seine kalten Hände tief in die Taschen seiner dünnen Jacke, krümmte seinen Rücken wegen des beißenden Februarwindes und trat ärgerlich gegen eine Blechdose, die auf dem Weg lag. »Ich hasse Philadelphia!«, brummte er vor sich hin, während die Dose mit lautem Scheppern gegen die Ziegelmauer einer Fabrik flog und zu ihm zurücksprang.

Sein Weg führte ihn an etlichen rostigen Gleisen vorbei, auf denen Waggonen abgestellt waren. Eigentlich ging er nirgendwohin. Er wollte nur dem Angestellten nicht begegnen, der die Schulschwänzer aufspüren sollte, denn dass jemand nicht zur Schule ging, kam in letzter Zeit immer häufiger vor.

So stapfte er durch den schmutzigen Schnee zwischen den Gleisen und den Rückseiten der hässlichen, lang gestreckten Fabrikhallen. Er wusste, dass seine Mutter ärgerlich wäre, wenn sie von seiner erneuten Schwänzerei erführe. Aber er konnte es einfach nicht mehr aushalten! Die ganze Zeit, seit sie vor vier Monaten die Farm verkauft hatten und in die Stadt gezogen waren, hatten die Jungen in der Schule ihn wegen seiner roten Haare verspottet. »Dreckiger irischer Kathole!«, beschimpften sie ihn. Dann



schubsten sie ihn ganz ohne Grund, nur um zu sehen, ob er wütend würde. Noch schlimmer waren die Mädchen, die sich über ihn lustig machten, wenn er ein Wort falsch aussprach.

»Weiß gar nicht, warum ich überhaupt zur Schule geh«, murmelte er bitter. »Ich bin jetzt vierzehn – beinahe ein Mann. Da sollte ich arbeiten und Mama und Cara unterstützen, wo doch Papa gestorben ist. Aber nein. – Onkel John sagt, ich soll zur Schule gehen ...« Und er seufzte tief.

Plötzlich blieb der Junge kurz stehen und blickte erstaunt auf das seltsamste Ding, das er je gesehen hatte. Auf einem Tieflader der Eisenbahn stand etwas, das unten wie ein Wagen aussah, der golden angemalt war und in der Wintersonne funkelte. Aber der obere Teil war als mittelalterlicher Ritter gestaltet, der mit einem riesigen, grünen, glitschigen Drachen kämpfte.

Höchst verwundert starrte Casey auf den eigenartigen Wagen. Dann blickte er sich um und merkte, dass dies nur einer von vielen ungewöhnlichen Wagen war, die dort auf den Abstellgleisen geparkt waren. Reich verzierte, kunterbunte Waggons gab es da neben riesigen Käfigwagen, die gleich auf mehreren Tiefladern standen. Andere erinnerten an gewöhnliche Personenwagen oder an Ställe, mit denen man Kühe oder auch Ausrüstungsgegenstände transportieren konnte. Nur waren alle bunt angemalt und auf jedem Wagen war in riesengroßen Zierbuchstaben zu lesen:

DER BERÜHMTE ZIRKUS FOREPAUGH

Vergessen war jetzt alles: die Schule, der Kerl, der die Schwänzer aufspüren sollte, und auch Onkel John. Casey lief los, um möglichst schnell in die Nähe von zwei Riesenhallen zu kommen, von deren vier Ecken bunte Fahnen wehten. Auf allen Seiten trugen diese Gebäude große Plakate, die riesige Elefanten, sich aufbäumende Pferde, Clowns, Zwerge, Akrobaten, hübsche Mädchen und die Worte zeigten: »Größte Schau der Welt ... Zirkus Adam Forepaugh!«

Casey war ganz verwirrt vor Aufregung. Noch nie hatte er bisher einen Zirkus gesehen; aber er hatte gehört, dass sie wie Zigeuner in Karawanen von Stadt zu Stadt zogen, wo todesmutige Artisten und dressierte Tiere erstaunliche Kunststücke in einem riesigen Zelt zeigten. Aber wozu waren diese Eisenbahnwaggons und die gewaltig großen Gebäude?

Über der ungeheuer hohen Tür an der Rückseite des einen Gebäudes hing ein Schild. Casey entzifferte es mit Mühe: »Winterquartier, Zirkus Forepaugh«. Also das war es!

Gerade in diesem Augenblick flog die große Tür auf, und ein riesiger, grauer Elefant trat ins Freie. Casey drückte sich an die Mauer des Gebäudes, als das gewaltige Geschöpf an ihm vorüberstampfte.

»He, Bengel!«, rief der Mann, der den Elefanten mit etwas führte, das wie eine kleine Kette aussah. »Weg da ... will nicht, dass dir was passiert!« Und dann trotteten die beiden durch den weichen Schneematsch an den Abstellgleisen entlang, sodass jeder denken mochte, dass da einer mit einem Riesenköter spazieren ging.

Die hohe Doppeltür stand immer noch offen. Neu-

gierig blickte Casey hinein. Der warme, stechende Geruch von Stroh, Heu und Mist reizte seine Nase. Es war genauso wie in Vaters Pferdestall. Wohin er blickte, sah er Pferche und Tierboxen. Da stand ein Eimer halb voll mit Wasser. Casey schnappte sich ihn und ging den langen Flur entlang. Dabei versuchte er so auszusehen, als gehöre er dorthin.

Das große Stallgebäude erschien ihm vertraut und gleichzeitig wie eine ganz fremde Welt. Die ersten Boxen waren mit kräftigen Zugpferden besetzt, ganz anders als die schmucken Reitpferde, die sein Vater gezüchtet und trainiert hatte. Er ging an einem Hufschmied mit gewaltigen Muskeln vorüber, der den schweren Huf eines Pferdes in Ordnung brachte. Zwei Zwerge reparierten Zaumzeug, und eine Frau mit Haaren, die bis zur Hüfte reichten, machte sich an einem eigenartigen Fahrrad zu schaffen. Überall waren die Leute eifrig bei der Arbeit. Einige sahen ihn neugierig an; doch die meisten hatten viel zu viel zu tun oder riefen einander irgendetwas zu oder fütterten die Tiere oder säuberten die Ställe.

Mit dem Wassereimer als Ausweis setzte Casey seinen Weg auf dem Flur entlang an den Ställen fort, vorbei an Pferden und Ponys aller Art, wie auch an Haufen von Seilen, Flaschenzügen und Strohbällen. Als er um die Ecke bog, sah er einen anderen langen Flur, an dem aber Käfige lagen. Er kniff die Augen zusammen, um in dem Dämmerlicht etwas zu erkennen, und sah Tiger, die am Gitter hin- und herschritten, ein Nilpferd, Affen, Bären und ... doch jetzt konnte er nicht weiterkommen. Allzu gern hätte



er alles genau besehen; aber ein Mann mit Reitstiefeln und einer kurzen Lederpeitsche in seiner Hand erschien plötzlich und redete laut auf eine Frau ein. Casey machte, dass er fortkam.

Auf der anderen Seite des Gebäudes war eine ganze Reihe wunderschöner weißer Pferde mit langen seidenen Mähnen und Schwänzen. »Wow«, dachte Casey, »könnte Mama doch diese herrlichen Tiere sehen!« Er dachte daran, wie Mama über die grünen Weiden ihrer Pferdefarm galoppiert war. Dabei flatterte ihr rostrotes Haar im Wind, und sie lachte fröhlich, wenn Papa versuchte, sie auf einem anderen Pferd einzufangen. Dann hätte er beinahe bei dem Gedanken heulen mögen, dass seine hübsche Mutter jetzt in einer winzigen Wohnung steckte, wo sie die ganze Zeit Wäsche flicken musste, die Tante Mary ihr von den Frauen aus Onkel Johns Gemeinde zum Ausbessern brachte.

Casey hatte seinen Rundgang fast beendet, als er die Elefanten sah. Die riesigen Tiere standen brav nebeneinander. Jedes war an einem Bein mit einer kurzen Kette an einer dicken Eisenstange befestigt, die im Boden verankert war. »Eins, zwei, drei«, zählte er atemlos ... »acht, neun, zehn.« Er hätte nie gedacht, in seinem Leben einen Elefanten zu sehen, geschweige denn zehn!

»He! Du mit dem Eimer!«, rief eine ihm schon bekannte Stimme. Casey sprang auf. Er hatte ganz den Mann vergessen, dem er draußen in den Weg gelaufen war. Im ersten Augenblick wollte er wegrennen; aber der Mann und Elefant Nummer sieben standen zwischen ihm und der Tür.

Casey schluckte. »Ja?«, brachte er gerade noch heraus.

Der schwarze Mann sah ihn von oben bis unten an. »Hattest du mit dem Wassereimer etwas vor?«

Casey wurde rot. »Nein, nichts ...«

Ein Grinsen breitete sich auf dem Gesicht des Mannes aus. »Was hältst du davon, der ›Königin Victoria‹ zu trinken zu geben?«

Unsicher, was er tun sollte, machte Casey einige Schritte auf den Elefanten zu und stellte den Eimer hin. Der lange Rüssel schlängelte sich vor und tauchte in den Eimer. Der Elefant saugte ein Viertel des Inhalts ein. Dann schwang er den Rüssel zurück in sein Maul und spritzte sich das Wasser in die Kehle.

Der Mann amüsierte sich immer noch über Caseys Verwunderung. »Sag mal, Junge«, meinte er und kratzte das Ohr des Elefanten mit einem Stock. »Suchst du vielleicht Arbeit, he? Wie alt bist du eigentlich ... vierzehn? fünfzehn?«

Casey blieb der Mund offen stehen. Hatte der Mann von einer Anstellung gesprochen? »Vierzehn«, sagte er eifrig. »Ja, ich hätte gern eine Arbeit!«

»Gut«, sagte der Mann. Er führte den Elefanten zurück in die Reihe zu den anderen und befestigte dessen einen Fuß an der Eisenstange. »Ich brauche einen Jungen ungefähr vier Stunden täglich für alles Mögliche: Mist wegkarren, füttern und tränken, die Tiere sauber halten und all so was. Das ist schwere, dreckige Arbeit. Hast du schon mal bei Tieren gearbeitet?«

»Ja, natürlich«, sagte Casey, »mein Vater hat Pferde gezüchtet ... Wir hatten weit weg in Lancas-

ter eine Farm. Das war bevor ...« Seine Stimme begann zu zittern.

Der Mann blickte ihn scharf an; aber dann wechselte er das Thema. »Du gehst noch zur Schule?«

Gern hätte Casey »nein« gesagt, doch dann nickte er langsam.

»Gut. Du kommst morgen nach der Schule her und fragst nach Eph Thompson – das bin ich. Ich werde mit dem Zirkusdirektor reden. Wenn er »O.K.« sagt, zahle ich dir fünfzehn Cent pro Tag, sechs Tage in der Woche ... allerdings nur, wenn du gut arbeitest.« Eph Thompson streckte die Hand aus. »Abgemacht?«

»Abgemacht!«, grinste Casey und schüttelte die riesige Hand. Kurz darauf stand er draußen vor den beiden großen Gebäuden, die dem Zirkus Forepaugh als Winterquartier dienten. Er sah sich nach einem Straßennamen um, damit er den Ort wiederfinden konnte. Da stand es: Lehigh Avenue. Dann rannte er so schnell er konnte nach Hause. Es war ihm noch nie so leicht ums Herz gewesen wie jetzt, seit sein Vater im letzten Sommer bei einem verrückten Reitunfall ums Leben gekommen war. Er konnte es gar nicht abwarten, dass seine Mutter von seinem neuen Glück erfuhr. Drei Dollar in der Woche! Das war echt eine Hilfe. Vielleicht stellten sie ihn ja auch vollzeitlich ein, wenn sie sahen, dass er gut arbeitete.

Von seinem drei Kilometer langen Lauf noch völlig außer Atem sprang er schnell die wackligen Stufen an der Rückseite der elenden Mietskaserne hinauf, in der sie wohnten. »Mama!« rief er aufgeregt, »Mama, stell dir vor, ich habe Arbeit ...«

Casey verstummte augenblicklich. Da stand mit-

ten im Wohnzimmer, das auch Mamas Nähstube und Caseys Schlafräum war, sein Onkel, der Pastor John Watkins, neben seiner Mutter. Onkel John trug wie immer einen düsteren schwarzen Mantel und seinen Pastorenkragen ... Und dann war da noch ein Mensch.

»Casey«, sagte Onkel John mit tieftrauriger Stimme, »dies ist der Herr, der die Schulschwänzer aufspürt.«

Arbeit beim Zirkus

Casey mochte seiner Mutter nicht in ihr angstvolles Gesicht blicken, während er die Strafpredigt des Beamten wegen des Schulschwänzens über sich ergehen lassen musste. »Dies ist die letzte Warnung«, sagte der Mann abschließend und setzte sich seine »Melone« auf den Kopf. »Beim nächsten Mal fliegst du von der Schule!«

Casey wusste: Die Drohung, von der Schule verwiesen zu werden, sollte dazu dienen, dass er dort blieb. Aber ein Rauschmiss kam ihm sehr willkommen vor ...

Seine Gedanken wurden von Pastor John Watkins unterbrochen. »Ich schäme mich deiner, du Flegel!«, sagte Onkel John finster, als er die Tür hinter dem anderen Besucher geschlossen hatte. »Da habe ich meinen Einfluss als Pastor ins Spiel gebracht, um dir nach dem Tod meines Bruders – Gott hab ihn selig – einen Platz an einer privaten höheren Schule zu besorgen. Und was machst du? Du achtest das für Dreck – wie ein ganz gewöhnlicher Taugenichts!

Ist das vielleicht Dankbarkeit?«

Casey kochte innerlich. Dankbarkeit? Vor allem anderen hatte er überhaupt nicht gewollt, dass sein Onkel die Farm verkaufte. Auch nach Philadelphia wollte er nicht, und schon gar nicht in die blöde höhere Schule. Das al-



les hätte er dem Onkel gern an den Kopf geworfen. Aber ein schmerzlicher Blick seiner Mutter ließ seine bitteren Worte nicht über die Zunge kommen.

Der Herr Pastor wandte sich jetzt seiner Schwägerin zu. »Na ja, Doreen, du weißt ja, was ich davon hielt, dass Jack eine wilde irische Katholikin heiratete – aber was geschehen ist, ist geschehen. Und ich weiß, was ich der Familie meines toten Bruders schuldig bin. Unter großen persönlichen Opfern haben Mary und ich diese Wohnung für euch gefunden, haben euch zu essen gegeben und dir Näharbeit besorgt. Alles, was ich dafür verlangte, war, dass du regelmäßig zum Gottesdienst kommst, deine Kinder ordentlich erziehst und nichts unternimmst, was in dieser Stadt Schande über den guten Namen der Watkins' bringt. Nun, war das etwa zu viel verlangt?«

Casey konnte aus Mutters grünen Augen Funken sprühen sehen; aber sie blickte zu Boden und murmelte bescheiden: »Ich werde zusehen, dass Casey auf der Schule bleibt, John.«

Zufrieden wandte sich Pastor Watkins zum Gehen. Da erinnerte er sich an etwas. »Was sagtest du von einer Arbeit für dich, Casey?«

Casey zögerte. Onkel John würde ihm sicher verbieten, beim Zirkus zu arbeiten! »O...ch... b...bloß einem Mann beim Stall...ausm...misten helfen«, stotterte er. »Nach der Schule«, fügte er noch hinzu.

»Na ja«, brummte sein Onkel. »Das könnte dich von Schlimmerem abhalten. Aber«, und er fuchtelte mit seinem Zeigefinger vor Caseys Nase herum, »erst kommt die Schule, verstanden?«

* * *

»Du willst mich doch wohl nicht anlügen, Casey?«, fragte seine Mutter, als er ihr schließlich nach einer Woche sagte, dass sein Ställe-Ausmisten in Wirklichkeit bedeutete, bei den Elefanten zu helfen, die im Winterquartier des Zirkus Forepaugh untergebracht waren.

»Hast du einen richtigen Elefanten gesehen?«, fragte seine sechsjährige Schwester Cara mit vor Verwunderung weit aufgerissenen Augen, als Casey seinen Eintopf in sich hineinstopfte, den es zum Abendessen gab. Dazu kaute er an einem Stück Brot mit harter Rinde.

»Nicht nur einen hab ich gesehen. Ich muss für elf Stück sorgen!«, prahlte Casey mit vollem Mund. »Aber halt ja die Klappe, Cara – traue dich nicht, Elspeth davon zu erzählen.« Elspeth war die achtjährige Tochter von Tante Mary und Onkel John. Die kleine Cara blickte zu ihrer Cousine wie zu einer älteren Schwester auf; aber Casey fand sie hochnäsigt.

Seiner Mutter konnte Casey eine Menge von seiner neuen Arbeit erzählen, weil sie sehr interessiert daran war – aber einmal kannte ihre Neugier keine Grenzen. Er hatte ihr beschrieben, wie er zugeschaut hatte, als die geschmeidigen weißen Pferde auf dem Übungsplatz schwierige Figuren eingeübt hatten. Es war, als blickten Doreen Watkins' grüne Augen sehnsüchtig in die Ferne.

»Schau, dieser Kerl, er heißt Addie Forepaugh, trainiert mit allen möglichen Tieren ... Tigern, Elefanten ...«, fügte Casey hinzu und genoss es, der Mittelpunkt solchen Interesses zu sein, »aber besonders die Pferde. Die weißen sind seine Lieblinge. Sie ma-

chen auch ›freie Dressur‹, das heißt, da machen sie alles ohne Reiter.«

»Gehört der Zirkus dem Addie?«

»Nöh. Das hatte ich am Anfang auch geglaubt; aber Eph Thompson, der mit den Elefanten, hat mir erzählt, dass irgendein anderer reicher Mann den Zirkus gekauft hat, als vor ein paar Jahren der alte Forepaugh gestorben war. Addie Forepaugh Junior ist nur der oberste Tierdompteur.«

»Eigenartig, dass er nicht seines Vaters Zirkus geerbt hat«, überlegte Doreen.

»Er hat eine hübsche Frau, die Lillie heißt ... sie selbst nennt sich Lillie Deacon«, fuhr Casey fort. »Sie führt selbst Kunststücke ohne Sattel aus, und sie arbeitet mit noch einigen anderen Damen zusammen, die dasselbe machen.«

»Was machen sie sonst noch in dem Zirkus?«, unterbrach Cara ungeduldig das Gespräch nur über Pferde.

»Nun, viel mehr habe ich bislang noch nicht gesehen«, gab Casey zu. »Eph hält mich immer stramm ran mit Mistfahen und Fußbodenschrubben im ganzen Elefantenstall. Aber heute habe ich wirklich was gesehen, da wären dir die Augen aus dem Kopf gefallen, Cara.«

Man hatte ihn geschickt, den Kopfschmuck eines Elefanten aus der Reparatur in der Nähstube im anderen Gebäude zu holen – dort wo die Ringe hängen, an denen die Akrobaten ihre Kunststücke einüben. Da hatte er einen Jungen in etwa seinem Alter gesehen, der an einer Strickleiter bis zu einer hohen Plattform kletterte, wo er eine Schaukel loshakete.

Dann sprang er von der Plattform und schwang erst an den Armen, dann an den Knien ... vor und zurück. So flog er ganz lange durch die Luft. Dann ließ er sich endlich los und fiel mit etlichen Saltos in ein Netz, das darunter angebracht war.

Casey hatte dagestanden und alles wie versteinert angeschaut. So sonderbar und wunderlich alles auch war, was mit dem Zirkus zusammenhing, nichts hatte er bisher dermaßen aufregend gefunden. Wie sich das wohl anfühlte, so durch die Luft zu fliegen? Casey stellte sich vor, selbst die Strickleiter emporzusteigen, die Schaukel zu ergreifen und an den Beinen hin- und herzuschwingen ...

»Eph Thompson hat mir erzählt, dass der Junge zu einer Akrobatengruppe gehört, die sich Eugene Brothers nennt«, beendete Casey seinen Bericht. »Drei Brüder – sie sind Franzosen oder so was.« Seine Augen glänzten vor Erregung. »Ich würde alles dafür geben, genauso mit der Schaukel zu fliegen«, sagte er verträumt.

Doreen sah ihren Sohn scharf an. »Nun fang nicht an zu spinnen, Casey Watkins«, schimpfte sie. Dabei sammelte sie das schmutzige Geschirr ein und brachte es zu der winzigen Spüle. »Du hast Onkel John gehört. Zuerst kommt die Schule.«

Ach, die Schule!! Caseys froher Sinn war plötzlich wieder dahin. »Du verstehst das nicht, Mama. Es ist nicht das Lernen, was so schrecklich ist, sondern ...« Nun, endlich konnte er seiner Mutter sagen, dass jeder Tag, der ihn an die Schule fesselte, eine einzige Tortur war, die er einfach nicht mehr aushalten konnte!

»Ich ... versteh dich gut, Casey«, sagte Doreen freundlich und doch mit Schmerz in der Stimme. Es hatte nicht lange gedauert, bis sie die anti-irische Stimmung in Philadelphia bemerkte, in der Stadt, die auf Deutsch »Bruderliebe« hieß. Es war das Jahr 1893 und die Zeit der Rezession, in der es wenig Arbeit gab und die »eingeborenen« Amerikaner sich vor der Flut der neuen Immigranten fürchteten. Die Kinder nahmen die Vorurteile ihrer Eltern auf und ließen sie an den nächstliegenden Zielen aus. Das waren die »fremd« aussehenden Klassenkameraden.

»In Wirklichkeit«, so dachte Doreen bitter, »waren Casey und Cara hier in Amerika, in Pennsylvania, geboren, und ihr Vater war ein Amerikaner, wie er im Buche steht.« Ein kleines Lächeln kam auf ihre Lippen, als sie an den fröhlichen jungen Mann dachte, den sie geheiratet hatte. Jack, der Sohn eines Methodistenpredigers, wurde für »ungebärdig« gehalten und erschreckte seine Familie, weil er Rennpferde züchten wollte. Nicht nur das, er hatte sich auch noch in ein irisches Mädchen – Doreen O'Brien – verliebt, das rote Haare und ein Naturtalent zum Reiten hatte. Ihre beiden Kinder hatten die ins Auge fallenden Haare ihrer Mutter und deren rötliche Gesichtsfarbe geerbt, dazu einen leicht irischen Akzent. Aber solange Jack Watkins lebte, hatte niemand gewagt, den Kindern etwas anzuhängen oder sie zu beschimpfen.

Doreen schüttelte ihre traurigen Gedanken ab und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf Casey. »Ich weiß, es ist nicht leicht; aber dein Vater würde wollen, dass du zur Schule gehst. Außerdem müssen wir

mit deinem Onkel John auskommen. Er und Tante Mary haben viel für uns getan.«

»Was haben sie denn für uns getan?«, explodierte Casey und schlug wütend mit der Faust auf den Tisch. »Sie haben unsere Farm verkauft, das haben sie getan! Sie haben Vaters Pferde verkauft! Warum sind wir nicht dort geblieben, Mama? Du wolltest es doch – und du hättest es auch getan! Aber nun sieh dich doch an – da hängst du in einer hässlichen Wohnung herum in einer überfüllten Stadt und musst für hochnäsige Weiber Wäsche nähen, was du absolut nicht magst. Ich kenn dich doch!«

Doreens Augen füllten sich mit Tränen. »Ja, aber ... dein Vater hatte viele Schulden. Er wollte sie langsam alle abbezahlen; aber ... als er so plötzlich starb ...« Ihre Stimme zitterte. »Es gab keinen anderen Weg, Casey.«

Casey wandte sich ab. Mutter weinen zu sehen, das konnte er nicht ertragen. – Es musste einen Ausweg geben!

* * *

Als Casey Zeuge des Unfalls wurde, hatte er schon zwei Wochen im Winterquartier des Zirkus gearbeitet. Wieder einmal war er für Eph Thompson unterwegs. Und wie gewöhnlich nahm er dabei seinen Weg durch die hochgewölbte Halle, um einen Blick auf die dort übenden Akrobaten und Dompteure zu werfen. An manchen Tagen war es Addie Forepugh, der mit seiner Peitsche nach den großen Katzen schlug, die in einem riesigen Käfig saßen, manchmal auch eine Frau, die sich »Zuila« nannte und auf

einem Hochseil mit dem Fahrrad entlangfuhr, während Zwerge und Clowns anscheinend überall zu finden waren mit ihren Jonglierkünsten und akrobatischen Späßen.

Heute aber war Lillie Deacon, Addies Frau, im Ring und übte mit zwei anderen Frauen ein schwieriges Reiterballett ein. Die für das Reiten ohne Sattel benutzten Pferde waren gutmütige, kräftige Pferde, wenn auch nicht so groß wie die Zugtiere, mit denen die Wagen und schwere Lasten bewegt wurden. Doch hatten sie ganz schön breite Rücken und eine stetige Art zu gehen.

»Nein, nein, Mimi!«, hörte er Lillie zu einer der anderen Reiterinnen sagen, die gerade einen Salto auf einem trabenden Pferd versucht hatte, dabei aber in die Sägespäne der Manege gefallen war. »Du fängst zu spät an. Beginn mit dem Lauf, wenn das Pferd hier ist«, sagte sie und zeigte auf einen Punkt im Ring, »und spring hier auf das Pferd.« Um zu zeigen, was sie meinte, nahm Lillie einen Anlauf, und mit Hilfe einer Lederschnur an dem Schmuckgeschirr des Pferdes landete sie rittlings auf dem Tier.

Voller Bewunderung sah Casey zu. Er erinnerte sich, wie seine Mutter ihr Lieblingspferd aus dem Gewühl der Herde auf dem Vorplatz ihres Stalles herausfing, indem sie in die Mähne griff und ihm auf den Rücken sprang – ohne Zügel, ohne Sattel. Papa schrie dann immer, sie sei zu waghalsig, noch dazu, wo Damen eigentlich im Damensattel ritten. ... Andererseits konnte Casey aber auch sehen, wie stolz die Augen seines Vaters glänzten, weil sein irisches Mädchen eine so tolle Reiterin war.

Als das Zirkuspferd wieder langsam seine Runde drehte, begann Mimi zu laufen, ergriff die Lederschnur des Geschirrs und sprang. Diesmal auf den Pferderücken. Lillie und die anderen Zuschauer wollten gerade Beifall klatschen, aber Mimi hatte zu viel Schwung genommen; denn gleich darauf fiel sie an der anderen Seite wieder hinunter.

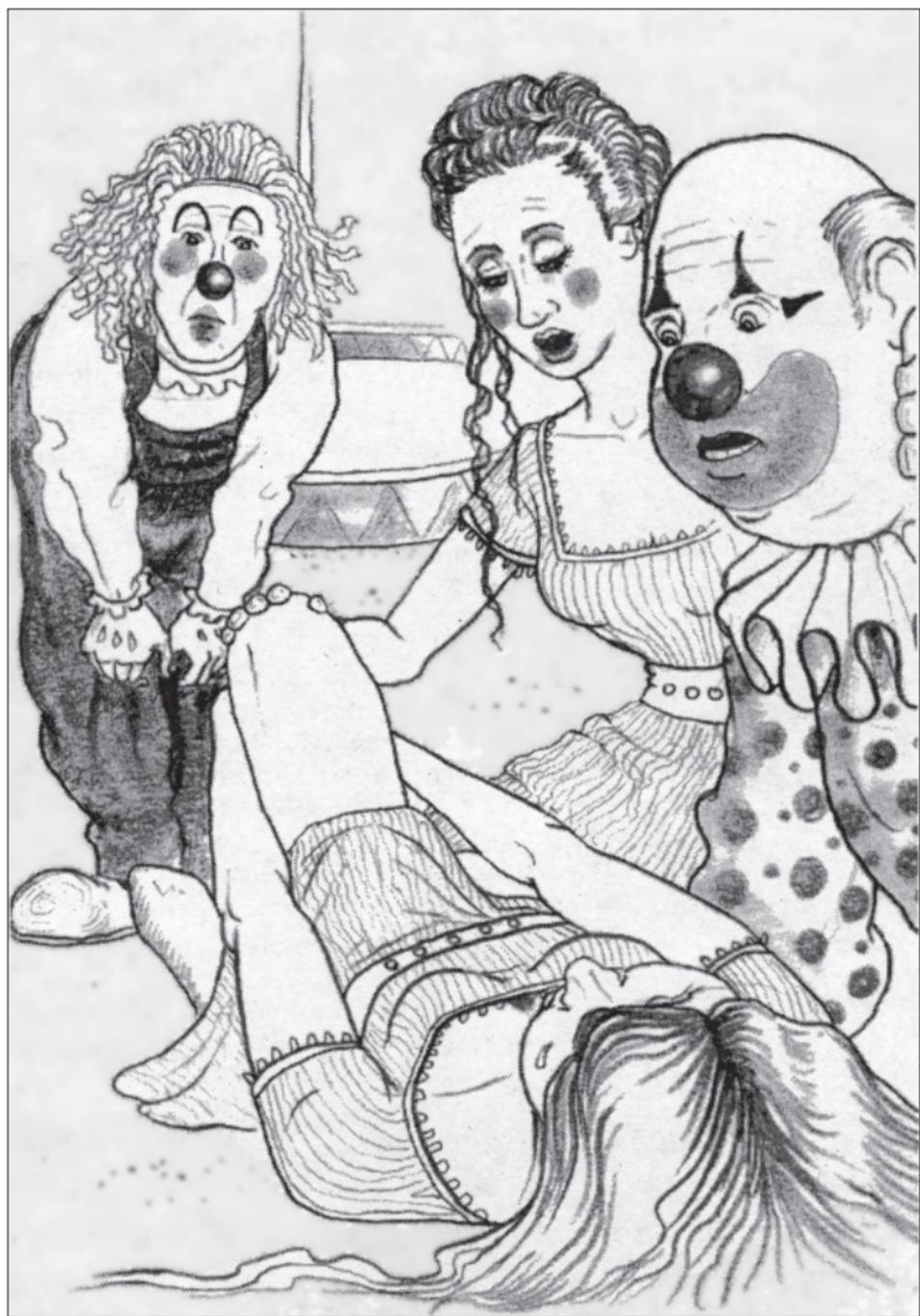
Sofort hörte man einen harten Aufschlag und einen Schmerzensschrei. Lillie und mehrere Clowns eilten dorthin, wo Mimi lag. Casey hörte Rufe wie: »Holt den Doktor!« und »Es kann gebrochen sein.« Gern hätte Casey weiter zugeschaut; aber da fiel ihm die Salbe ein, die er für Queen Victorias entzündeten Fuß vom Zirkustierarzt holen sollte. Schnell machte er sich davon.

Aber auf dem Rückweg ging er wieder durch die Manege, um zu sehen, was geschehen war. Mimi war weg – man hatte sie sicher zum Arzt gebracht – aber Lillie Deacon und Addie Forepaugh stritten sich mitten im Ring.

»Sie hat sich den Knöchel gebrochen?«, rief Addie ärgerlich. »Das ist Mimis dritter Unfall in zwei Jahren!«, fauchte er und stapfte wild mit seinen hohen Stiefeln und Reithosen in der Manege herum. »Ich schmeiß sie raus, sag ich dir! Das Weib ist ein Risiko für uns.«

»Es war doch ein Unfall, Addie«, protestierte Lillie. »Du darfst sie nicht entlassen. Wir brauchen für unsere Nummer drei Reiterinnen!«

»Ich darf sie nicht entlassen?«, schnauzte Addie. »Im Gipsverband wird sie eine schöne Hilfe für euch sein! Und ich werde die Frau nicht dafür bezahlen,



dass sie rumsitzt und jammert – vor allem, weil es das dritte Mal war.«

»Aber was soll ich denn machen, Addie?«, schluchzte Lillie. »In weniger als zwei Monaten gehen wir auf Tournee! Woher kriege ich so schnell eine andere Reiterin?«

Beinahe bevor Casey selbst merkte, was er tat, rannte er auf das Paar in der Manege zu: »Mr. Forepaugh, mein Herr? ... O, Entschuldigung ... Miss Lillie?« Er machte einen höflichen Diener vor ihr.

Ärgerlich sagte Addie Forepaugh: »Wer bist du überhaupt?«

»Casey Watkins, mein Herr. Ich ... ich arbeite für Eph Thompson und Sorge für die Elefanten. Leider konnte ich Ihr Gespräch nicht überhören; aber wenn Sie eine passende Reiterin brauchen, ... ich kenne eine ganz ausgezeichnete.«

Caseys Herz schlug zum Zerspringen. »Sie lernt alles ganz schnell und ... na ja, sie braucht nötig eine Anstellung.«

Zirkusreiterin

Und welche Arbeit hast du, bitte schön, angenommen?« Pastor John Watkins keuchte vor Aufregung und Zorn.

Doreen Watkins, Casey und Cara saßen in der Stube von John und Mary. Sie trugen ihr bestes Sonntagszeug. Casey ahnte, dass sich seiner Mutter der Magen vor Erregung umdrehte, doch hatte sie sich von ihm das Versprechen geben lassen, dass sie das Gespräch führte.

»Ich ... ich habe eine Arbeit im Zirkus Forepaugh angenommen«, sagte Doreen wieder und drehte unablässig das Taschentuch in ihrem Schoß. »Ich reite da auf Pferden.«

Mary Watkins wurde blass. »A...aber Doreen, meine liebe ..., ehrsame Frauen können doch niemals beim Zirkus arbeiten! – Und warum sie das nicht tun, ist doch auch klar! Es gehört sich einfach nicht!«

Casey krümmte sich. Er hoffte nur, Tante Mary würde nicht auch noch fragen, was die Reiterinnen im Zirkus an Kleidung trugen. Bei Lillie Deacon und den anderen Reiterinnen war ihm deren sparsame Bekleidung nicht sonderlich aufgefallen, die sie für ihre akrobatischen Kunststücke selbstverständlich tragen mussten. Aber nun seine Mutter? Nicht einmal er konnte sich vorstellen, dass sie in der Öffentlichkeit tatsächlich ihre Beine zeigen sollte. Aber das war ja nur ein kleines Pro-



blem verglichen mit der ganzen aufregenden, wundersamen Geschichte.

Pastor John Watkins stand auf und trabte auf dem Wohnzimmerteppich immer hin und her. »Das ist eine unglaubliche Dreistigkeit!«, schnaubte er los und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Ich entschuldige Caseys Schuleschwänzen als unglückliches, aber irgendwie verständliches Verhalten eines Jungen, der seinen Vater verloren hat ... aber dies?!« Er hörte mit seinem Herumwandern auf und blieb vor Doreen stehen und starrte sie an. »Dies tust du mit Absicht, um mich in meiner Gemeinde bloßzustellen! ... Die Witwe meines eigenen Bruders wird ein Showgirl im Zirkus! – Na gut! Dann bin ich eben erledigt! – Wenn du diese ... diese boshafte Idee weiterverfolgst, darf ich mein Gesicht nicht mehr in der Öffentlichkeit sehen lassen! Ich muss dann aus dem Kirchendienst ausscheiden ...«

»Unsinn, John«, sagte Mary, während sie aufstand und ihre Hand auf den Arm ihres Mannes legte. »Das hat mit uns gar nichts zu tun. – Wir wollen mal ganz ruhig werden und über die wirklichen Probleme sprechen.«

Casey hob eine Augenbraue. Das war wie ein Lichtstreif am Horizont. So doof war Tante Mary gar nicht.

»Sieh mal, Doreen«, sagte Mary Watkins und setzte sich neben ihre Schwägerin. »Hast du auch über alles richtig nachgedacht? Ein Zirkus zieht viele fragwürdige Typen an. Du bist eine alleinstehende Frau. Wie sieht es da mit deiner Sicherheit aus? Und was wird aus deinen Kindern? Reist ein Zirkus

nicht von einer Stadt zur anderen und bleibt überall nur wenige Tage? Was ist mit ihrer Schulausbildung? Meine Liebe ... Dein Mann ist noch nicht sechs Monate tot. Ich weiß, alles ist sehr hart für dich, aber ... mit der Zeit werden sich die Dinge wieder einrenken.« Dabei tätschelte sie Doreens Hand.

Marys aufrichtige Anteilnahme verwirrte Doreen. »Nun, ... nein ... ja«, stammelte Caseys Mutter leise. »Ich habe noch nicht alles genau durchüberlegt. Ich habe auch nur einen Vertrag für eine Saison unterschrieben – von Mai bis Oktober. Ich meine, ich könnte die Kinder selbst unterrichten ... wenigstens die paar Monate.«

Casey hätte laut »O ja, prima!« schreien mögen, denn dann brauchte er nicht mehr in die Schule zu gehen und wäre seinen Peinigern ein für alle Mal entronnen!

Seine Mutter drehte an ihrem Taschentuch. »Und was du noch weiter an Bedenken hast, Mary, ... da weiß ich noch nicht, was dabei herauskommt.« Dann aber sprühten ihre Augen und sie hob das Kinn. »Was ich aber genau weiß, ist dies: Ich fühle mich hier wie eine Gefangene in dieser winzigen Wohnung, in der ich den ganzen Tag nichts als nähen darf! Das schnürt mir die Kehle zu!«

Mary schien sehr verletzt zu sein, so sagte Doreen schnell: »Ich weiß sehr wohl, was ihr, du und auch John, alles für uns getan habt, Mary. Ganz bestimmt! Und wenn es keine andere Möglichkeit gäbe, würde ich das auch klaglos weiter so machen; aber ...« Dabei sah Doreen Casey mit einem kleinen Lächeln an. »Aber mir wurde eine Arbeit angeboten. Eine rich-

tige Arbeit! Ich darf mit Pferden trainieren! Das kann ich am allerbesten, Mary und John. Könnt ihr das begreifen?»

»Absolut nicht!«, brummte Onkel John. »Das ist eine Schande! Dabei kommt nichts Gutes heraus ... niemals! Trotz all meiner Versuche, deine Seele zu retten, Doreen Watkins, hast du erwählt, den breiten Weg zu gehen, der direkt in die Hölle führt – und deine Kinder nimmst du dahin mit! Wenn du darauf beharrst, dich wie ein ... wie ein Heide, wie ein Zirkusclown aufzuführen, wirst du von uns keine weitere Hilfe erfahren. Das ist mein letztes Wort!« Pastor John Watkins drehte sich um und starrte durch die leichten Spitzengardinen zum Fenster hinaus.

Wie konnte Onkel John es wagen, in dieser Weise mit seiner Mutter zu reden! Casey wollte gerade loslegen und seinem Onkel dies und das an den Kopf werfen; aber seine Mutter schüttelte kurz und energisch den Kopf, das verschloss ihm den Mund.

Doreen stand auf, dann auch Casey und Cara. »Es tut mir leid, dass du so von uns denkst, John. Ich möchte nicht undankbar erscheinen, aber ... ich werde bestimmt im Zirkus reiten. Die angefangenen Näharbeiten für die Gemeindefrauen mache ich noch fertig, und dann werden wir in die Zirkusquartiere umziehen. Du kannst den Leuten einfach sagen, wir seien weggezogen.«

Mit diesen Worten verließ Doreen das Haus, und die Kinder folgten ihr auf den Fersen. Casey blickte sich ein wenig ängstlich um. Würden seine Tante und sein Onkel ihnen nachkommen?

Aber alles, was er entdecken konnte, war Elspeth,

die am Fenster stand und ihm die Zunge herausstreckte.

* * *

Die Ecke in dem Eisenbahnwaggon, die man ihnen als »Wohnung« zugewiesen hatte, war eng und kalt – immerhin war es erst März –, aber Casey kümmerte das wenig. Sie schliefen dort nur und machten täglich zwei Stunden lang ihre Hausaufgaben. Gekostet wurde schichtweise in der Zirkuskantine in Gebäude Nummer 1; die übrige Zeit arbeitete die gesamte Zirkusfamilie – selbst die Kinder. Wenn Doreen einmal nicht mit Lillie Deacon trainierte, half sie beim Nähen der Kostüme oder sie schmückte das Zaumzeug der Pferde mit Federbüscheln oder sie war mit einer Arbeit in der Kantine an der Reihe. Cara war noch zu klein, um eine geregelte Arbeit zu tun; aber sie lief immer hinter ihrer Mutter her, sammelte auf, was ihr beim Nähen heruntergefallen war, oder reichte ihr an, was sie gerade benötigte. Und jetzt, wo Casey zur Zirkusfamilie gehörte und keiner »aus der Stadt« mehr war, rief man ihn oft, damit er mit den Pferden übe oder Zaumzeug säuberte oder Botengänge zwischen den einzelnen Gebäuden erledigte.

»Vergiss nicht, Casey Watkins ... zuerst einmal bist du für die Elefanten da!«, brummte Eph Thompson.

Casey mochte Eph gern leiden, obwohl er hart für ihn arbeiten musste; aber Eph war nett zu ihm und schien ihn ebenfalls richtig gernzuhaben. Bald hatte er auch gemerkt, dass Eph außer den Elefanten noch ein anderes Hobby hatte, das Boxen.

»Haste schon mal gehört von John Sullivans berühmtem Boxkampf ohne Handschuhe gegen Jack Kilrain, damals 1889?«, fragte ihn der Elefantenwärter eines Tages, während sie draußen Baby John mit Seifenlauge und Bürsten bearbeiteten. »Hat mehr als zwei Stunden gedauert; aber schließlich hat der olle Sullivan den Jack k. o. geschlagen – in der fünfund-siebzigsten Runde!« Eph Thompson grinste und schüttelte den Kopf. »Mann o Mann, war das ein Kampf!«

Casey goss einen Eimer warmes Wasser gegen Baby Johns Flanke aus. »Boxt Sullivan noch immer?«

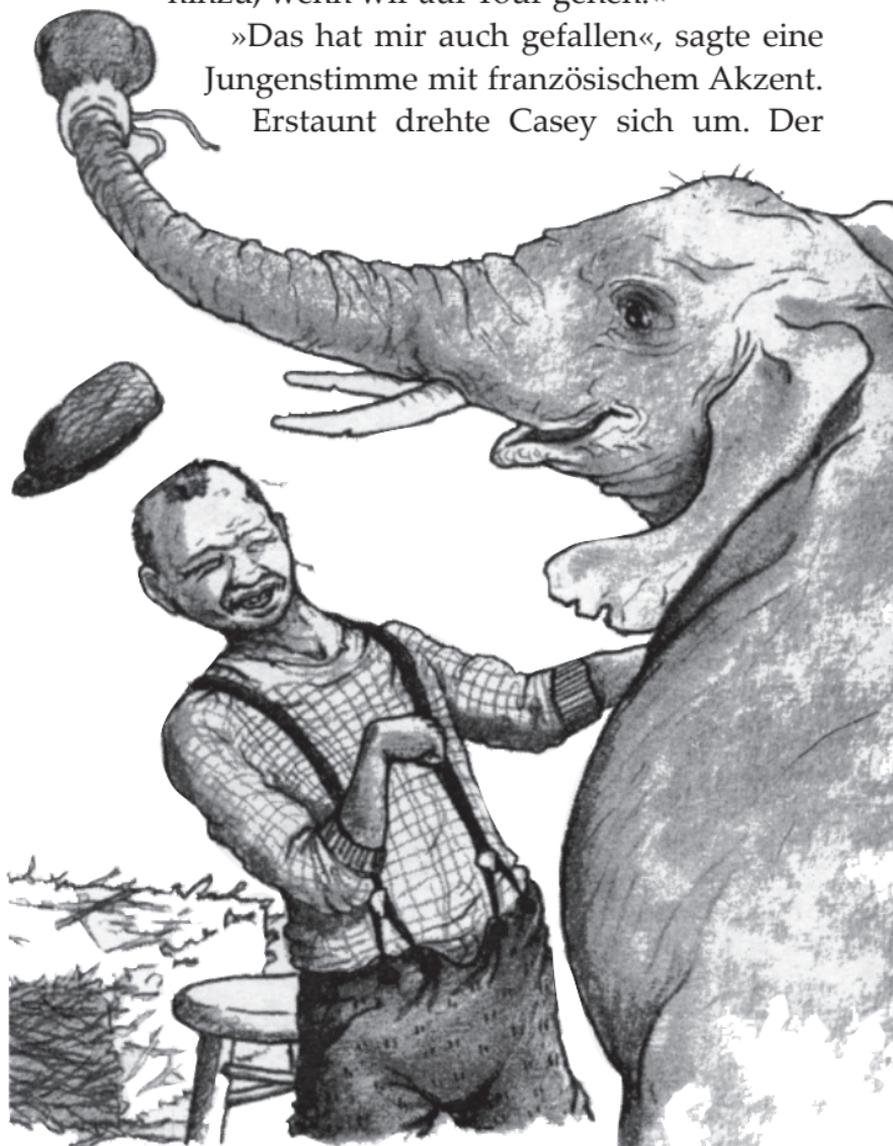
»Na klar ... aber den Schwergewichtstitel hat er im letzten Jahr verloren«, antwortete Eph und schien sehr traurig darüber zu sein. »Aber ... wart mal, ich will dir was zeigen. Stell dich hinten an die Wand!«

Casey machte das, während Eph etwas aus dem großen Gebäude holte. Dann beschäftigte er sich mit Baby Johns Rüssel. Jetzt trat Eph zurück, ballte die Fäuste und tänzelte umher wie ein Boxer. Casey amüsierte sich köstlich. Baby John trug einen Boxhandschuh am Ende des Rüssels. Der kleine Elefant drehte sich spielerisch hin und her, dann schwang er den Boxhandschuh, und es sah aus, als hätte er Eph zu Boden geschlagen. Eph rappelte sich auf und tanzte um den Elefanten, wobei er mit den Fäusten in die Luft schlug ... bis er wieder zu Boden ging, nachdem Baby John ihn mit einem Schwung seines Rüssels mitten auf die Brust getroffen hatte.

Casey bog sich vor Lachen. »Das ist großartig! Ihr beide seht richtig wie Boxer aus!«

Eph rief ein Kommando, und der kleine Elefant ließ den Rüssel sinken und stand lammfromm da, während Eph sich am Kopf kratzte. »Na, gefällt dir das?«, sagte er grinsend. »Das werde ich Addie Jr. zeigen ... Vielleicht fügt er das der Elefantendressur hinzu, wenn wir auf Tour gehen.«

»Das hat mir auch gefallen«, sagte eine Jungenstimme mit französischem Akzent. Erstaunt drehte Casey sich um. Der



Junge, der mit den Eugene-Brüdern die Trapeznummer einübte, lehnte sich an die Tür und schaute zu. »Das ist 'ne prima Nummer, Mr. Thompson, Forepaugh wäre dumm, wenn er die nicht mit einbauen sollte.«

Ephs Grinsen wurde noch breiter. »Meinste? Na gut ... sag mal, Ansel, hast du meinen Helfer schon kennengelernt? Sag Casey Watkins mal ›Guten Tag!‹! Seine Mama ist kürzlich zu den Dressurreiterinnen gestoßen.«

Ansel streckte Casey die Hand entgegen. »Ich hab dich schon gesehen, als du mir bei der Flugnummer zugesehen hast.« Der Junge war etwa so alt wie Casey Watkins; aber er hatte dichtes, dunkles Haar und einen bräunlichen Teint – ganz im Gegensatz zu Caseys roten Haaren und rosigen Wangen.

Casey errötete noch mehr, als er ihm die Hand schüttelte. »Alle Wetter ...«, gab er zu, »du bist wirklich gut!«

»Hättest du gern, dass ich dir einiges am Trapez beibringe?«, fragte der fremde Junge leichthin.

Caseys Herz stand für einen Schlag still. »Das meinst du ehrlich?«

»Klar«, grinste Ansel. »Wir haben ein Übungstrapez neben unserer Umkleidekabine. Es ist nur zweieinhalb Meter hoch. Da kann man nicht tief fallen. Sag, hast du was zu tun? Ich hätte jetzt eben einige freie Minuten.«

Zu Caseys Verwunderung zog Eph nur die Schultern hoch und sagte: »Meinetwegen hau ab. Aber sei in einer Stunde wieder hier, damit du mir beim Füttern der Monster helfen kannst.« Daraufhin ver-

schwanden Eph und der frisch geschrubhte Baby John im Tiergehege.

* * *

Sooft es nur ging, suchte Casey Ansel auf, und beide übten am Trapez. Ansel zeigte ihm, wie man richtig Schwung holen, die Knie steif und die Fußknöchel zusammenhalten und die Zehen strecken soll und allen Schwung aus der Hüfte holen muss. Dann lernte Casey, sich mit den Knien am Trapez festzuhalten, es mit den Händen loszulassen und kopfüber zu schwingen.

»He, Ansel, bringst du dir selbst eine neue Nummer bei?«, zog ihn Raoul Eugene, sein nächstälterer Bruder, auf. Das war ein hübscher Mann in den Zwanzigern.

»Brecht euch bloß nicht den Hals!«, knurrte Pierre, der älteste der Eugene-Brüder, während er die Jungen mit einem Auge beobachtete. Dabei arbeitete er mit den Hanteln, um die Muskeln an seinen schon äußerst kräftigen Armen noch mehr zu stärken. Die Brüder reisten sonst mit ihren Eltern durch ganz Europa. Sie nannten sich »die fliegenden Eugenes«. Als aber der Zirkus Forepaugh sie nach Amerika einlud, hielten sich die Eltern nicht mehr für fit genug für diese Herausforderung. So übernahm Pierre die Verantwortung.

Casey ließ sich von dem Spott nicht beeindrucken. Es machte ihm zu großes Vergnügen. Er stellte sich vor, auf dem richtigen Trapez unter dem Dach des Zirkuszeltens zu schwingen, während die Zuschauer klatschen, weil er da oben so tollkühne Sa-

chen machte. Außerdem wurde ihm bewusst, dass er zum ersten Mal, seit sie nach Philadelphia gekommen waren, einen richtigen Freund gefunden hatte. Ansel machte sich nie über ihn lustig und nannte ihn nicht einen »irischen Katholen«, wie die anderen es taten. Vielleicht kam es daher, dass die Akrobaten des Zirkus Forepaugh aus aller Welt kamen – aus Mexiko, Russland, Spanien, Griechenland ... sogar aus China. Alle sahen eben ein bisschen verschieden aus.

»Schau her, es gibt zwei Sorten von Trapezen«, sagte Ansel eines Abends und zeigte Casey die Vorrichtungen, die über einem riesigen Sicherheitsnetz in der großen Halle hingen, in der die Künstler ihre Vorführungen zeigten. »Das Fangtrapez benutzt Pierre. Er schwingt, an den Knien hängend von der einen Seite her, und ist bereit, Raoul oder mich aufzufangen, wenn wir mit dem Flugtrapez von der anderen Seite kommen.«

Casey ging hinüber und zog an der Strickleiter, die von der elf Meter hohen Plattform herabhing, die an einem der Stützpfeiler der großen Halle befestigt war. Seine Augen gingen hin und her. »Wär ja gern mal nach oben gestiegen ... weißt du? Nur mal sehen, wie sich das anfühlt«, sagte er zu Ansel.

Ansel blickte sich um. Die Halle war ganz leer. Er zog die Schulter hoch. »Meinetwegen ... nur mal auf die Plattform. Da könnte ich dir zeigen, wie man sich fallen lässt. Das muss man als Trapezartist sowieso als Erstes lernen.«

Ansel stieg voran. Als Casey auf die Plattform trat, spürte er plötzlich, wie sich sein Magen um-

drehte. Der Fußboden schien endlos tief unter ihm zu liegen.

»Keine Angst«, sagte Ansel grinsend, wobei er das Flugtrapez von dem Pfeiler losband. »Ich werde nur ein paar Mal hin- und herschwingen und mich dann ins Netz fallen lassen. »Aber pass auf«, sagte er warnend, »wie ich mich mit den Füßen abstoße, wenn ich schwinde, sodass ich flach auf den Rücken falle, wenn ich mich loslasse. Sonst kann man sich verletzen.«

Casey passte gut auf, wie Ansel sich ins Netz fallen ließ und einige Male auf- und abfederte. Dann kletterte er wieder hinunter, um sich dort mit seinem Freund zu treffen, der vom Rand des Netzes aus mit einem Salto nach unten gesprungen war.

»Toll!«, sagte Casey. »Ich habe gar nicht gewusst, dass man so vieles für das Trapezspringen lernen muss. Bei dir sieht das aber ganz einfach aus.«

Ansel freute sich über das Kompliment; aber plötzlich wurde er ganz ernst, als er zwei sich streitende Stimmen direkt vor der Halle hörte. Leise traten die Jungen näher heran und spähten durch den Bogen gang. Dort sahen sie Pierre Eugene und den dicken Zirkusdirektor Joe McCaddon im Ausgang stehen.

»Eine Gehaltserhöhung?«, schrie McCaddon, während ihm eine Zigarre aus dem Mundwinkel hing. »Bist du ganz und gar verrückt geworden? Dieser Zirkus hat letztes Jahr Geld zugesetzt! Wir haben nur noch diese Saison, um uns zu bewähren, sonst haben die Besitzer gedroht, uns zu entlassen. Na, sieht das so aus, als ob ich euch ›fliegenden Franzosen‹ höhere Gagen bezahlen könnte?«

»Nun hören Sie mal zu, McCaddon«, protestierte Ansel's Bruder. »Seit vier Jahren sind wir schon bei diesem Zirkus. Unser Vertrag mit Forepaugh Senior besagt, dass wir jedes Jahr, das wir länger bei dem Zirkus bleiben, eine Gehaltserhöhung bekommen sollen.«

»Klar, aber das war, bevor der alte Kerl starb«, knurrte McCaddon. »Jetzt haben wir eine neue Leitung, wie du wissen solltest. Außerdem, warum sollten wir euch mehr Geld geben? Im Juni fängt die Weltausstellung in Chicago an – dann kommen Menschen aus aller Herren Länder. Das ist eine Chance, die Leute für eine lange Zeit zu begeistern. Vielleicht bringt das den Zirkus wieder in die Gewinnzone. Aber ihr Eugenies führt dasselbe vor wie letztes Jahr. Nichts Neues – nichts, was die Leute vom Hocker reißt. Das Beste wäre, euch gleich rauszuschmeißen!« Und damit dampfte der Zirkusdirektor mit einer dicken Rauchwolke aus seiner Zigarre ab.

Casey hörte Pierre leise fluchen. Was war hier los? Der Junge drehte sich mit großen Augen zu seinem Freund um ... aber der war verschwunden.

Zirkusflieger

Am folgenden Tag erzählte ein besorgter Casey seinem Meister Eph Thompson, was er mitgehört hatte, und fragte ihn, ob McCaddon die Eugene-Brüder tatsächlich rausschmeißen würde.

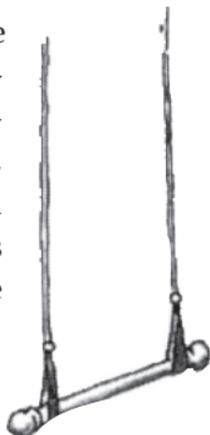
Eph war im Zweifel. »Weiß nicht. Jeder kann zu jeder Zeit rausfliegen. So will man die Artisten zu Höchstleistungen anspornen, bevor wir auf Tour gehen. Aber ... nee, glaub's nicht. Es ist zu spät, um jetzt noch neue Nummern einzukaufen. Deine Mama war'n Glücksgriff für die Pferdedressur. Mann o Mann, die macht was aus der Show!« Dabei grinste der Elefantenwärter vergnüglich.

Casey freute sich sehr darüber. Seine Mama war prima, keine Frage. Er war richtig stolz darauf, wie schnell sie die waghalsigen Kunststücke gelernt hatte ... ja, sie hatte noch tolle eigene Ideen eingebracht.

Dann erinnerte er sich an etwas. »Sag mal, Eph, hast du Mr. Forepaugh deine John-Sullivan-Boxnummer gezeigt? Und was hat er gesagt?«

Eph ging zu Baby John und lehnte sich an ihn, der schon halb eingeschlafen war. »Na, gut, ich hoffte, du würdest nie danach fragen. Casey Watkins, du kannst dich auf die neueste und heißeste Elefantenummer diesseits des Mississippi freuen – vielleicht auch die der anderen Seite.«

»Au, prima!«, rief Casey und boxte



in die Luft. »Das ist ja großartig, Eph! Dann hat sie also Addie Jr. gefallen, was?«

Ein eigenartiger Ausdruck trat in Ephs Gesicht. »Na ja ... aber es fällt mir schwer, den Rest zu erzählen«, sagte er traurig. »Ich hab ihm die Nummer gezeigt; aber er hat nichts dazu gesagt ... stattdessen schimpfte er los, ich hätte mit einem der Elefanten etwas eingeübt, ohne ihn zu fragen. Während wir gegeneinander anredeten, kam Joe McCaddon vorbei und kaute auf seiner Zigarre. Er wollte wissen, was los sei. Als ich ihm das sagte, wollte er die Nummer sehen, weil er das nicht glauben wollte. Der eklige alte Kerl hat tatsächlich ein bisschen gelacht, als Baby John mich k. o. schlug. Dann nahm er kurz die Zigarre aus dem Mund, zeigte auf Addie Forepaugh und befahl ihm, die Boxer-Nummer mit ins Programm zu nehmen. Dabei sagte er noch, so was brauchten sie, um die Massen in Chicago zu begeistern.« Eph schüttelte den Kopf. »Addie war nicht allzu glücklich, weil er nicht gefragt wurde. Eigentlich hat der Chef-Dompteur immer das letzte Wort über die Tiernummern, die aufgeführt werden sollen.«

Casey nickte. Das Zirkusgeschäft war komplizierter, als er es sich vorgestellt hatte. Sein Kummer wurde noch größer, als er Ansel den ganzen Tag über nicht finden konnte. Doch am nächsten Tag tauchte Ansel ganz unerwartet wieder auf, während Casey seiner Mutter zuschaute, die einige sattellose Pferde durch die Manege trieb. Ansel packte Casey am Arm und zog ihn eilig in den Umkleideraum der Eugene-Brüder.

»Beeil dich, Casey«, sagte er. »Mein Bruder will mit dir reden.«

O weh, dachte Casey. *Der hat mich oben auf der Plattform gesehen, und nun krieg ich was ab.* Andererseits sagte er sich: *Wenn Pierre wütend war, warum war Ansel dann so aufgeregt?*

Als sie in die Umkleidekabine traten, sagte Pierre Eugene zunächst gar nichts, sondern schaute sich Casey genau von oben bis unten an. Nervös blickte Casey zu Raoul Eugene hinüber; doch der schaute weg und war mit den Manschetten seines Hemdes beschäftigt.

Endlich nahm Pierre die gekreuzten Arme auseinander und legte seine Hände auf die schmalen Hüften. »So ... du heißt Watkins? Casey Watkins? Ist Watkins eigentlich ein irischer Name?

Casey wollte das gerade zu erklären anfangen, als Pierre schon weitersprach: »So, Casey Watkins, du gedenkst also ein Flieger zu werden?«

»O nein ... ich mein ja, ... jawohl, Sir«, stammelte er. »Wenn ich bei Ihnen mitmachen könnte, würde ich sicher eines Tages ein genauso guter Trapezflieger wie Sie oder Ansel oder Raoul.« Casey wurde über und über rot. Er wollte keinesfalls arrogant erscheinen.

»So? Willst du nicht am besten gleich anfangen?«, fragte Pierre. »Je jünger man ist, desto besser lernt man es.«

Ganz aufgeregt blickte Casey zu Ansel hinüber. Machte sich Pierre über ihn lustig? Doch Ansel lächelte nur, als sein älterer Bruder fortfuhr: »Ich frage dich, ob du Lust hast, mit den Eugene-Brüdern

mitzumachen, Watkins, ob du mit uns eine neue Nummer für die nächste Saison einüben willst. Ich habe gesehen, wie du mit Ansel geübt hast – gar nicht schlecht für einen Anfänger. Ich habe nämlich die Idee, dass wir etwas Neues machen könnten, das wir ›den Doppelpass‹ nennen werden ... dazu gehört aber noch einer von der gleichen Größe wie Ansel hier, und du wärst gerade der Richtige dafür.«

Casey wurde richtig übermütig in seinen Gedanken, als Pierres Stimme weitersprach. *Ich ein Zirkusflieger?*, dachte er. Nie hätte er geglaubt, dass sein Traum wahr werden könnte. Aber ... schon im nächsten Monat sollte der Zirkus auf Tour gehen! Wie könnte er in so kurzer Zeit alles lernen?

* * *

Doreen Watkins hielt von diesem Unsinn gar nichts. »Überlass das Fliegen den Eugenes!«, schimpfte sie, nachdem Pierre ihr von seinem Vorhaben erzählt hatte. »Ich will nicht, dass du dir das Genick brichst.« Die Watkins' saßen an dem kleinen Tisch ihres engen Quartiers in dem Eisenbahnwaggon und versuchten das Übungsprogramm für den Schulunterricht zu Ende zu bringen.

»Aber Mama«, meinte Casey, »ich werde mir schon nichts brechen. Die Eugenes arbeiten immer mit einem Sicherheitsnetz. Ansel sagte sogar, das Erste, was ein Trapezkünstler lerne, sei das richtige Ins-Netz-Fallen.«

»Mama, wird Casey sich das Genick brechen?«, fragte Cara ängstlich und zupfte an dem Reitkostüm

ihrer Mutter. Doreen hatte sich ein weites, knielanges Gewand genäht, das sie bei den Übungen über ihr Hemd und ihre Reithosen ziehen wollte. Einige Clowns hatten zwar manche hässliche Bemerkung über ihre »Prüderie« gemacht; aber sie hatte nur ihre dicke rote »Mähne« geschüttelt und war ihres Weges gegangen.

»Ich fall doch nicht *aus Versehen*, Dummchen«, sagte Casey und zog an einem von Caras Zöpfen. »Ich übe das *absichtliche* Fallen – das ist ein großer Unterschied.«

»Aber was wird aus deinen Schulstunden?«, gab seine Mutter zu bedenken. »So schnell eine Trapezübung zu erlernen wird dich den ganzen Tag beanspruchen ... ganz zu schweigen von deiner Arbeit bei den Elefanten – die uns ja auch etwas zusätzliches Geld einbringt, wie du wohl weißt.«

Casey wich den Bedenken seiner Mutter aus. Es fiel ihm schon jetzt schwer genug, sich auf die Bücher zu konzentrieren, wo es so viel Aufregendes im Winterquartier zu sehen gab.

»Ich weiß, dass es verrückt ist, Mama, aber gib mir bitte die Chance«, bettelte er. »Jetzt hab ich nun mal die Möglichkeit. Ob sie jemals wiederkommt, ist höchst ungewiss.«

Am Ende bekam Casey die zögerliche Einwilligung seiner Mutter, dass Pierre Eugene ihn ausbilden durfte. Schwieriger war es schon, den Zirkusdirektor zu überzeugen. »Was?«, pumpte sich Joe McCaddon auf. »Da bringst du diesen Grünschnabel her und setzt ihn aufs Trapez? Du bist wohl verrückt, Eugene. – Ja, gewiss, wir haben seine Mutter kurz-

fristig eingestellt; aber immerhin ist sie eine erfahrene Reiterin. Aber dieses Kind kann gar nichts!«

Pierre Eugene konnte ihn schließlich davon überzeugen, dass ein Versuch nicht schaden würde. Wenn's klappt, so meinte er, hätten sie eine interessante neue Show für die Weltausstellung in Chicago. »Na, meinetwegen«, brummte er. »Aber ich bezahle dem Burschen nicht einen Cent extra, bevor ich gesehen habe, dass die Vorführung tatsächlich steht.«

Jetzt waren es nur noch vier Wochen, bis der Zirkus mit der Tournee begann. Pierre arbeitete jeden Tag sehr hart mit Casey. Als Caseys Füße das erste Mal die Plattform verließen und er frei im Raum schwang, schien die Angst in alle Poren zu kriechen. Obwohl eine Sicherheitsleine an seinem Gürtel befestigt war, fürchtete er, sich erbrechen zu müssen. Aber Ansel hatte recht. Pierre ließ Casey immer wieder und wieder ins Netz fallen, bevor er ihm andere Techniken beibrachte.

Um seine Pflichten gegenüber Eph Thompson erfüllen zu können und doch rechtzeitig zu den Übungen in der großen Halle zu kommen, stand Casey sehr früh auf, wenn es noch ganz dunkel war. Dann säuberte er die Elefantenställe, brachte das alte Stroh und den Mist hinaus und legte frisches Stroh hin. Später musste er dann wiederkommen, um nachzusehen, ob die elf Elefanten auch genügend Futter und frisches Wasser hatten. Trotzdem beklagte sich Eph, dass die Eugene-Brüder ihm seinen »Elefantenknecht« gestohlen hätten.

»Du meinst, Queen Victoria will ihr Mittagessen erst um drei Uhr?«, meckerte er ihn an. »Vergiss

nicht, wer dich als Erster eingestellt hat, mein Lieber!«

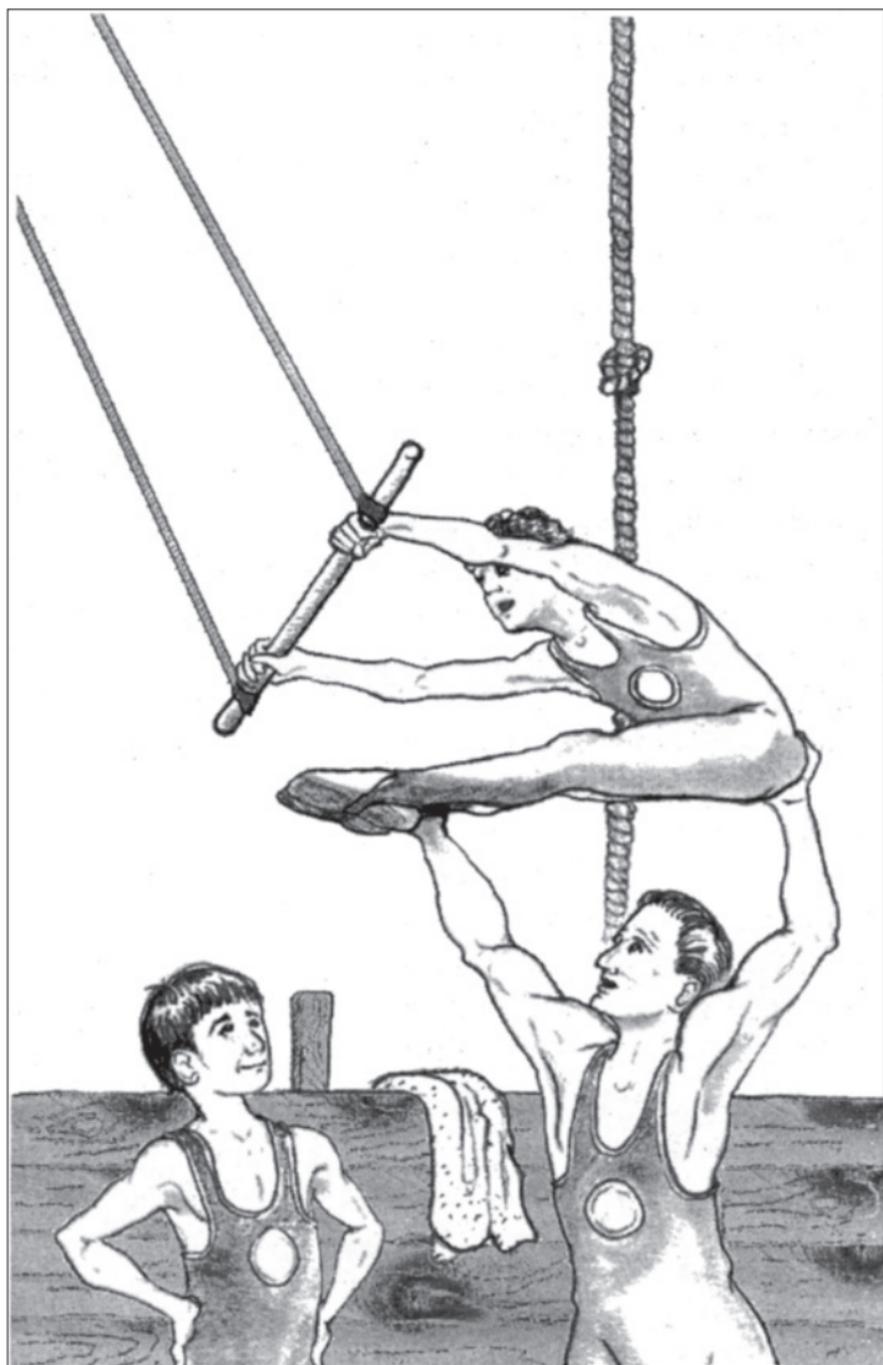
»Ach komm, Eph«, sagte Casey. »Wenn du mir eine Pause erlaubst, kannst du mit Baby John eine Runde boxen. Ich möchte so gern die Chance nutzen, die Flugnummer mitzumachen. Wir müssen uns doch gegenseitig helfen, oder?«

»Aber das ist was anderes«, sagte Eph ... er schaute aber doch immer wieder heimlich vorbei, um zu sehen, wie Casey es lernte, mit den Knien an dem fliegenden Trapez zu schwingen.

Immer noch schien Caseys Magen zu einem dicken Klumpen zu werden, wenn Pierre ihm eine neue Übung zeigte, die er lernen sollte. Eines Abends sagte der Trainer, jetzt sei es Zeit zu »fliegen« – das hieß, sich loszulassen und vom Partner aufgefangen zu werden. Zu Caseys Erleichterung sollte das zunächst an dem Übungstrapez im Vorraum geübt werden.

»Diese Übung nennt man ›Hacken los!‹«, sagte Pierre und hob Casey mit seinen starken Armen so hoch, dass er das Trapez erreichen konnte. »Halt deine Knie zusammen und lass sie gestreckt. Gut! Wirf die Beine hoch und gewinn an Höhe. Nun schwing deine Beine über das Trapez und lass mit den Händen los, wie wir das schon geübt haben ... so ist es richtig. Nicht langsamer werden! Immer im Schwung bleiben! In Ordnung, Watkins. Beim nächsten Vorwärtsschwung streck die Arme aus, ergreif meine Handgelenke und lass mit den Beinen los ... Jetzt!«

Casey zögerte den Bruchteil einer Sekunde und



wäre unweigerlich auf dem harten, schmutzigen Boden aufgeschlagen, wenn Pierre ihn nicht aufgefangen hätte.

»Macht nichts«, sagte der Franzose kurz. »Gleich wieder aufs Trapez und noch einmal!«

Als Casey es zehn Mal hintereinander fertig bekam, die »Hacken loszulassen« vom Trapez und Pierres Handgelenke zu ergreifen, machte die müde Mannschaft Feierabend.

»Der Bursche lernt's noch, Eugene«, ertönte eine Stimme aus dem Schatten. Sie gehörte Joe McCaddon. Wie lange hatte er wohl schon zugeschaut? »Aber es dauert wohl noch eine gute Weile, bis die Nummer mit euch allen steht«, spottete der Zirkusdirektor. »Bloß noch zwei Wochen, bis wir unterwegs sind, wie du wohl weißt.«

Pierre Eugene antwortete nicht. Er warf Casey nur ein Handtuch hin, damit er sich abtrocknen konnte, dann knallte er die Tür zur Umkleidekabine zu.

In diesem Augenblick war Casey so müde und zerschlagen, dass ihn nicht einmal interessierte, was McCaddon meinte. Er wollte nur in die Kojе in seinem Eisenbahnwaggon kriechen. Die Aprilnacht war kühl und feucht, eine tief hängende Wolkendecke verbarg den Mond und alle Sterne. Als Casey müde seinen Weg durch die Schatten an der Eisenbahnstrecke suchte, meinte er direkt bei dem Schlafwagen Geräusche zu hören ... dann das kehlige Gelächter eines Mannes und die wütende Stimme seiner Mutter: »Lass meinen Arm los!«

»He!«, schrie Casey und rannte auf die Stimmen zu. Dicht neben der Tür des Waggons schien es ein

Handgemenge zwischen einer stämmigen Figur und seiner Mutter zu geben. Casey stürzte sich auf den Kerl und bearbeitete ihn wütend mit seinen Fäusten. »Lass ja meine Mutter in Ruhe!«, schrie er, »lass sie los!«

Auf Tour

Ha, was ist das?« Der Mann lachte, ließ Doreen Watkins' Arm los und gab Casey einen Schubs, sodass er der Länge nach auf den Boden flog. »Das Tigerbaby ist wohl wütend, hä? Beruhige dich, Söhnchen. Ich wollte deiner Mutter nichts antun ... nur so'n kleines winziges Küsschen, weiter nichts.«

Doreen sprang schnell die Stufen zu ihrem Schlafwagen nach oben. »Das Problem, elender Schuft, ist nur«, fauchte sie, »dass deine Aufmerksamkeiten unerwünscht sind. Das hab ich dir schon mal gesagt ... mach dass du wegkommst! Nun komm, Casey.«

Eilig kletterte Casey hinter ihr her in den Schlafwagen. Cara hatte alles mit weit aufgerissenen Augen vom Fenster aus beobachtet und fing an zu weinen, als Doreen und Casey sich auf ihre Schlafkojen fallen ließen.

»Wer war das, Mama?«, wollte Casey wissen. Er war immer noch wütend, dass einer gewagt hatte, seiner Mutter zu nahe zu treten.

Doreen lachte nervös auf, während sie Cara an sich drückte. »Ach, das war einer von den Gelegenheitsarbeitern, die McCaddon kürzlich angeworben hat ... er heißt Tucker. Seit Tagen will er schon mit mir anbändeln. Ich versuchte, ihn zu ignorieren; aber heute Abend wurde er richtig aufdringlich. Da war ich froh, dass du zur rechten Zeit kamst, Casey. Aber, keine



Angst ... ich glaube nicht, dass er noch einmal wiederkommt.«

Casey hatte sich in letzter Zeit so auf seine Trapez-Lehrstunden konzentriert, dass ihm die zunehmende Unruhe im Winterquartier völlig entgangen war, wo man sich für die kommende Tournee rüstete. Dazu gehörte auch, dass zusätzliche Arbeiter eingestellt wurden, die zum Auf- und Abbau des Zirkus an jedem neuen Standplatz gebraucht wurden. Clowns liefen mit angemalten Gesichtern und drolliger Bekleidung herum, weil jeder und jede sich an die neue Ausstaffierung für die kommende Saison gewöhnen wollte. Alle möglichen Kostüme wurden noch einmal mit Pailletten und Federn verziert und so weiter und so weiter.

Casey war es gar nicht recht, dass er seine Mutter und seine kleine Schwester so vernachlässigt hatte; aber er hätte auch wenig daran ändern können. Die Übungseinheiten mit den Eugene-Brüdern wurden immer länger. Schon längst trainierte er nicht mehr auf dem Übungstrapez vor der Umkleidekabine, sondern an dem »fliegenden Trapez« über dem großen Netz, um das »Loslassen« einzustudieren. Manchmal glückte ihm alles zur richtigen Zeit, und er spürte dann die Siegesfreude, wenn er durch die Luft flog und dann Pierres festen Griff fühlte. Aber allzu oft kam er nicht zur richtigen Zeit oder er flog nicht hoch genug. Dann landete er im Netz.

Doch eines Tages sagte Pierre, es sei jetzt Zeit, den Doppelpass zu üben. »Ansel wird den schwierigeren Teil übernehmen«, sagte er zu Casey. »Er kommt als Erster auf dem Flugtrapez an ... Dann, wenn Raoul

dir ein Zeichen gibt, kommst du mit dem Flugtrapez hinterher, wie du es bisher geübt hast; nur, wenn du dich losgelassen hast, um meine Handgelenke zu packen, habe ich Ansel schon zum Flugtrapez zurückgeworfen, das du gerade verlassen hast – ihr werdet euch in der Mitte beim Flug treffen.«

Casey zitterte beim ersten Mal schrecklich vor Angst, obwohl er wusste, dass er nichts anderes zu tun hatte als sonst auch. Aber was würde passieren, wenn er nicht zur rechten Zeit wegkam? Ansel musste einen vollen Salto machen, um zurückzukommen ... wenn sie aber in der Luft gegeneinanderstießen? Casey hatte solche Angst, gegen Ansel zu stoßen, dass er seine Arme zurückzog und darum Pierres ausgestreckte Arme verfehlte und im Netz landete.

»Kümmere dich nicht um Ansel!«, rief Pierre von dem Fangtrapez zu ihm hinab. »Du musst nur tun, was von *dir* erwartet wird!«

Casey rollte sich aus dem Netz und stieg wieder zur Plattform hinauf. Immer wieder versuchte er es; aber irgendetwas schien immer schiefzugehen.

In der letzten Woche war »Generalprobe«. Alle Artisten machten ihre Übungen in der Reihenfolge, wie sie im Programm vorgesehen waren. Dazu gehörte auch das Schauspiel direkt vor der Pause. Es hieß: »Die Amerikanische Revolution – Szenen und Schlachten von 1776«. Da gab es Indianer und donnernde Kanonen. Fast alle Akteure des Zirkus nahmen an dem Massenspektakel teil, auch alle drei Watkins' waren dabei, verkleidet als eine amerikanische Familie, die zusammen mit anderen ein Denk-

mal von König George III. umstürzten. Aber weil Casey am Trapez noch nicht sicher war, führten die Eugene-Brüder ihre Vorstellung ohne den Doppelpass durch.

Als am 30. April der Morgen dämmerte, erwachte Casey von Schreien und Flüchen; die Gastarbeiter waren schon dabei, die Ausrüstung auf die Eisenbahnwaggon zu laden. Den ganzen Tag über galoppierte Addie Forepaugh auf seinem Reittier hierhin und dahin, um das Verladen seiner Tierkäfige und besonders das seiner geliebten Pferde zu beaufsichtigen. Eph Thompson verlangte von Casey, dass er den ganzen Tag zur Verfügung stehen müsste, damit die Elefanten gut in den Transportgehegen untergebracht würden.

Casey hätte die Aufregung wohl genossen, als der Zirkus nun endlich Philadelphia verließ, wenn nicht ... ja, wenn nicht das eine gewesen wäre: Er wusste, er war sich bei dem Doppelpass noch nicht so sicher, dass er ihn bei der geplanten Vorstellung am 3. Mai sicher ausführen konnte.

* * *

»Was soll das heißen: Die Nummer sitzt noch nicht richtig?«, schnauzte Joe McCaddon, wobei das Ende der Zigarre bei jedem Wort rot aufglühte. »Du weißt doch, was wir abgemacht haben!«

»Ich glaube, du erinnerst dich falsch«, sagte Pierre Eugene ganz ruhig. Die zwei riesigen Gebäude, die den Zirkus Forepaugh im Winter beherbergten, waren fast völlig leer und finster, außer der flackernden Petroleumlampe im Büro des Direktors. »Ich hatte

gesagt, wir würden zur Weltausstellung eine spektakuläre Nummer vorführen ... und wir sind nicht vor Juni in Chicago. Das sind noch fünf Wochen, und ich verspreche Ihnen, McCaddon, dass bis dahin die Nummer steht.«

Casey zappelte nervös hin und her, während die Augen des Direktors von einem der drei Eugene-Brüder zum anderen und schließlich zu ihrem Schützling glitten. Die immer gegenwärtige Zigarre bewegte sich dabei auf und ab, während er das Gesagte zu verdauen suchte.

»Ha!«, fuhr er plötzlich los. »Und wann, bitte schön, wollt ihr üben? Bedenke, wir haben jetzt Auftritte! Zweimal pro Tag! Und wenn wir nicht auftreten, reisen wir.«

Ein feines Lächeln trat auf das Gesicht des Trapezkünstlers. »Das ist mein Problem«, sagte er. »Ach, nebenbei ... ich schlage vor, Ansel und Casey als ›die Eugene-Zwillinge‹ auszugeben, die den sensationellen Doppelpass ausführen. Was sagen Sie dazu?«

»Blödsinn!«, fuhr McCaddon hoch. »Zwillinge? Die beiden sehen sich ähnlich wie ein Schwein einem Pudel. Es glaubt doch wohl keiner, dieser rothaarige irische Junge wäre ein Franzose.«

»Och, ich weiß nicht«, grinste Pierre. »Ein bisschen schwarze Haartönung reicht aus, um das Publikum anzuschmieren ... erst recht auf die Entfernung!«

Einige Stunden später stand Casey im Dunkeln an der halb geschlossenen Tür seines Schlafwagens, den man zuvor mit harten Stößen und Bremsenquietschen an die übrigen Waggons gekoppelt hatte. Nur Cara schlief, alle anderen waren zu aufgeregert.

Casey war einerseits enttäuscht, andererseits erleichtert, dass »die Eugene-Zwillings-Nummer« nicht fallen gelassen wurde. Er fühlte sich, als sei er an den Sorgen der Eugene-Brüder schuld. Aber noch fünf Wochen! ... Sicher, in fünf Wochen würde er es können! Immerhin hatte Ansel gesagt, die Weltausstellung in Chicago wäre das beste Geschäft im ganzen Jahr 1893; das war, was *wirklich* zählte.

Wenn doch bloß Papa mich hier sehen könnte!, dachte Casey. *Ich arbeite für den Zirkus ... Sorge für die Elefanten ... übe am fliegenden Trapez ...* Plötzlich spülte eine riesige Welle von Verlassenheit wegen seines Vaters über ihn dahin. Selbst wenn er die Nummer schaffte, würde sein Vater sie doch nie zu sehen bekommen, nichts von ihr erfahren.

Gerade in diesem Augenblick trat seine Mutter zu ihm und lehnte sich an die halb geöffnete Tür. Sie sagte nichts, sondern legte nur ihre tröstende Hand auf seine Schulter. Sie fühlten, dass der Zug ein wenig schwankte, und hörten das Geräusch der Räder, als der Zug langsam vom Abstellgleis auf die Strecke dampfte.

Freudige Erregung vertrieb jetzt die trüben Gedanken des Jungen. Der großartige Zirkus-Forepaugh-Zug fuhr jetzt aus der Stadt, während ringsumher noch alles schlief. Und Casey Watkins war dabei!

* * *

Ein Problem kam ihm ins Bewusstsein, als das riesige Zirkuszelt in der ersten Stadt aufgebaut wurde. Er gehörte zum Zirkus und würde niemals das gesamte Programm zu sehen bekommen. Tatsächlich

musste er außer zu der großen Einzugsparade am Anfang und für seine kurze Rolle in dem »Schauspiel 1776« die ganze Zeit mit Eph bei den Elefanten im Hintergrund bleiben, gleich hinter dem Artisteneingang des Zeltens. Das war nötig, damit sichergestellt war, dass die Riesentiere bereitstanden, wenn sie für ihre Schaunummer in den Ring marschieren sollten. Aber wenigstens erlaubte ihm Eph, sich von hinten hineinzuschleichen, um den Auftritt seiner Mutter zu sehen.

Casey blieb der Atem weg, als die Reiter und die Pferde ohne Sattel in den äußeren Manegenring traten. Doreen, Lillie und Magda, die dritte Reitartistin, trugen kurze, blitzende, blaue Kostüme und blaue Samstiefel. Ihre Haare steckten unter weichen Samtkappen. Die mit blauen Federn und mit Samt geschmücktem Zaumzeug dekorierten Apfelschimmel liefen ruhig in der Manege im Kreis, und die drei Frauen sprangen auf ihre Rücken und wieder hinter, machten Kopfstand und sprangen mit Saltos hinten wieder herab. Casey freute sich riesig, als er die Zuschauer klatschen und vor Begeisterung pfeifen hörte.

Ach, wie gern hätte er zugeschaut, als Eph und Baby John ihre John-L.-Sullivan-Boxernummer zum ersten Mal vorführten. Aber er musste hinten bei den anderen Elefanten bleiben. An dem lauten Gelächter und dem Fußgetrappel im Zelt konnte er aber merken, dass es ein großer Erfolg war.

Sofort nachdem die zweite Vorstellung vorüber war und das Abendpublikum das Zelt verlassen hatte, bekam er mit, dass die Eugene-Brüder den

neuen Doppelpass üben wollten. Das ging bis spät in die Nacht, wenn die anderen Artisten schon längst übermüdet in ihren Betten lagen. Als seine Mutter versuchte, ihn am nächsten Morgen zu den »Schulstunden« zu wecken, drehte Casey sich nur um und weigerte sich aufzustehen.

Nur allzu schnell wurde das Leben »auf der Landstraße« zur Routine, wenn auch jeder Tag seine Überraschungen für Casey bereithielt. Der Zirkuszug schlängelte sich so langsam westwärts durch Pennsylvania, Ohio und Indiana. An jedem Ort blieb er nur zwei Tage oder bis zu einer Woche stehen, je nach Größe der Stadt. Immer wurde gleich nach der letzten Vorstellung das Zelt abgebrochen und aufgeladen. Weiter ging es dann, mitten in der Nacht, zum nächsten Vorstellungsort.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, Caseys Schulübungen fortzusetzen, gab Doreen Watkins auf. Casey versuchte, ihre Enttäuschung zu übersehen; er wusste, wie schwer es war, ein Familienleben bei zwei Vorstellungen und so wenig freier Zeit in dem beschränkten Raum aufrechtzuerhalten. Doch er redete sich selbst ein, dass das immer noch besser war als die miserable Wohnung in Philadelphia, wo noch dazu Onkel John Hölle und Verdammnis auf sie niederprasseln ließ.

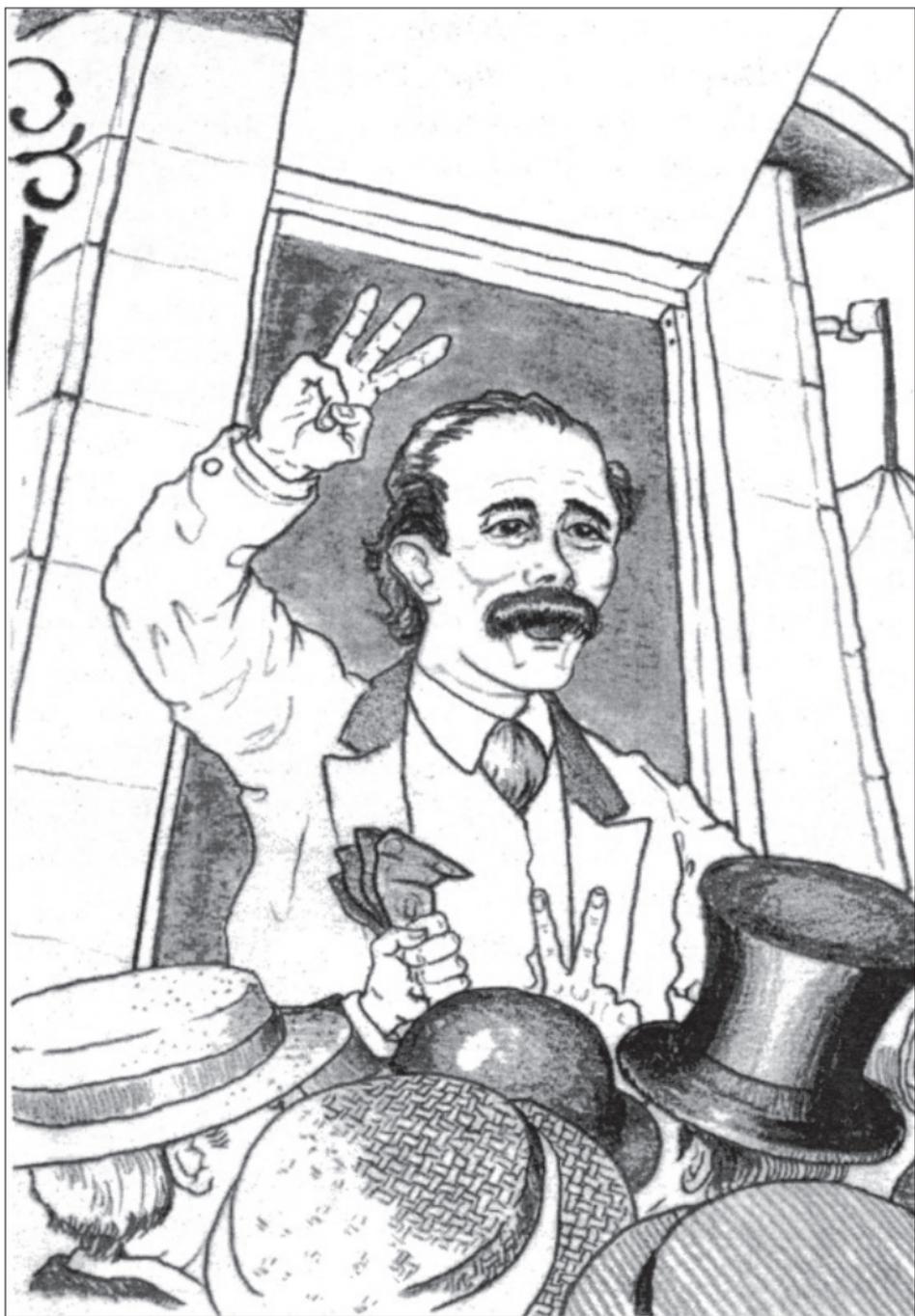
Was ihn beständig quälte, war allerdings der Kerl mit Namen Tucker. Viele der Artistinnen ließen sich die Anzüglichkeiten der Zirkusarbeiter gern gefallen, die überall herumlungerten und piffen und dumme Bemerkungen machten. Doreen Watkins hielt sich sehr zurück und hatte kaum Freunde, nur für Lillie

Deacon fühlte sie Bewunderung und Respekt. Aber ihre reservierte Haltung regte Leute wie Tucker gerade auf. Er hatte seinen Spaß daran, sie zu necken und ihr Streiche zu spielen, nur um sie auf die Palme zu bringen.

Obwohl das große Zelt zehntausend Leute fassen konnte, war oft kaum die Hälfte davon anwesend. Doch die Leute mochten Addie Forepaughs berühmtes Pferd Blondin, das auf einem Brett balancieren konnte, das als Drahtseil verkleidet war. Johnny Purvis, Forepaughs »Hauptclown«, und sein Trupp Spaßmacher brachte die Zuschauer zwischen den verschiedenen Nummern zum Lachen. Da gab es auch eine »Wildwest-Show«, bei der Dr. Bill Carver, ein Meisterschütze und früherer Partner des berühmten Buffalo Bill Cody, mitmachte.

Die niedrigen Zuschauerzahlen waren allerdings ein Ärgernis für Ben Lusbie, Forepaughs bildhübschen Kartenverkäufer. Er sah aus wie ein Ungar mit einem großen, gepflegten Schnurrbart, und er verstand es, fünftausend Karten in einer Stunde zu verkaufen. Um das allgemeine Interesse zu wecken, verzögerte er den Kartenverkauf bis zur letzten Stunde bevor die Vorstellung begann. Endlich öffnete er dann das Fenster seines lustig bemalten »4-Pfoten-Karten-Wagens«, der draußen neben dem Haupttor des Zirkus stand. Wenn dann die Leute laut ihre Eintrittskarten verlangten, verkaufte Lusbie sie ihnen in Blitzesschnelle.

»Merkst du nichts?«, fragte Ansel flüsternd, als er mit Casey beobachtete, wie Lusbie einmal in einer mittelgroßen Stadt in Ohio seine Karten ver-



kaufte. Zuerst begriff Casey nicht, was sein Freund meinte ... Dann bemerkte er, wie Lusbies Leute sich durch die Menge drängten und laut riefen: »Los, los! Seht zu, dass ihr Karten kriegt, bevor sie ausverkauft sind!« Andere Helfer gingen dann durch die Menge und boten ängstlichen Kunden ihre 50-Cent-Karten mit einem Aufschlag von 10 Cent an. Ganz ernst wurde ihnen versichert, sie würden keine Karten mehr bekommen, wenn sie sich brav der Reihe nach aufstellten.

»Ist das erlaubt?«, fragte Casey misstrauisch.

Ansel zog die Schultern hoch. »Weiß nicht! ... Aber *das* da ist bestimmt *nicht* erlaubt.« Er wies mit seinem Kopf auf den schreienden Ben Lusbie, der so schnell redete wie ein Auktionator: »Fünf Karten, mein Herr hier ist ihr Wechselgeld, los, weiter, machen Sie Platz für die Leute hinter Ihnen ...« Gewöhnlich griffen die irritierten Männer, Frauen und Kinder nach den Karten und steckten das Wechselgeld ohne nachzuzählen in die Taschen. Und die Taschendiebe vor Ort, die wie aus dem Nichts auftauchten, sobald der Zirkus in die Stadt kam, beobachteten, in welche Tasche man das Geld tat, um diese dann mit Vergnügen auszuleeren.

Casey wunderte sich sehr. »Warum tut Joe McCaddon nichts dagegen? Die Leute werden betrogen oder ausgeraubt ... Oder beides.«

Wieder zog Ansel die Schultern hoch. »Wenn er davon weiß, dann schaut er weg. Die meisten Zirkusleute halten alles zusammen für einen Spaß. Wir amüsieren die Leute gut, und sie überlassen uns dafür ihr Geld.«

Casey erzählte seiner Mutter nicht, was er über den Kartenverkauf gelernt hatte. Doreen Watkins war ehrlich bis auf die Knochen, und manchmal ärgerte sie sogar Casey, wenn sie in einen Laden zurückging, weil ihr der Verkäufer einen Cent zu viel zurückgegeben hatte. Er wollte ihr keine weiteren Gründe liefern, über das Zirkusleben unglücklich zu sein ... wenigstens nicht, bevor er die Möglichkeit hatte, den Doppelpass gut zu beherrschen und bei der Weltausstellung in Chicago aufzutreten zu sein.

Und die Übungen zu später Abendstunde zahlten sich aus. Bei ihrem letzten Stopp in Indiana, kurz bevor der Zug um den südlichen Teil des Michigansees herumfuhr, sagte Pierre fast wie nebenbei, die Nummer stände jetzt und Casey solle zu seiner Mutter gehen und seine Haare färben lassen.

»Eph! Eph!«, schrie er aufgeregt, als er in das Zelt stürmte, in dem die Elefanten untergebracht waren, noch immer schwarze Farbe am Hals: »Stell dir vor! Endlich darf ich bei der Eugene-Zwillings-Nummer mitmachen, wenn wir ...!«

Seine Stimme erstarb, als er sah, wie sich Eph Thompson und Addie Forepaugh wütend stritten. Der Hauptdompteur blickte in Caseys Richtung, dann wandte er sich wieder dem Elefantenwärter zu. »Es interessiert mich nicht, ob du einverstanden bist, Eph Thompson, ich hab zu bestimmen, wie es laufen soll.« Dann drehte sich Forepaugh auf dem Absatz seiner Reitstiefel um und stolzierte aus dem Zelt.

Casey kam langsam näher. »Eph? Was hat Mr. Forepaugh von dir gewollt?« Er konnte sehen, wie

verletzt und zornig der Mann aussah. »Was ist passiert, Eph?«

Eph trat gegen einen Eimer, der in der Nähe stand, und die schläfrigen Elefanten scharrten nervös mit den Füßen. »Die dreckige Ratte hat mir eben meine Show weggenommen!« Dann spuckte er aus.

»Was? Die John-L.-Sullivan-Show? Aber warum? Das ist doch *deine* Nummer, Eph!«

»Ja, warum? ... morgen kommen wir zur Weltausstellung, darum! Der Zirkus wird voll fremder Menschen sein aus aller Welt, alle reich und berühmt. Forepaugh will deshalb die Nummer selbst vorführen!«

Die Weltausstellung

Das Addie Forepaugh seinem Freund Eph die lustige Box-Show weggenommen hatte, nahm Casey den Wind aus den Segeln seiner guten Nachricht. Das war sehr unfair! Casey wollte doch, dass Eph auch froh war. Aber seine Aufregung wuchs und wuchs, während der Zug in Chicago einfuhr. Die »World's Columbian Exposition«, wie die Weltausstellung in Chicago offiziell hieß, hatte gerade im Mai die Tore geöffnet, und die ganze Stadt war wie elektrisiert.

Die Leute strömten zusammen, um die Elefantenherde zu sehen und die schön geschmückten Zugpferde, die das Zirkuszelt brachten und an Chicagos Seepromenade entlangzogen. Außer dem großen Zelt für die Vorführungen gab es noch eine Reihe anderer Zelte, die von Forepaughs Menagerie exotischer Tiere bevölkert wurden. Dazu kamen die Pferde, Elefanten und andere Tiere, die für die Vorführungen dressiert waren, außerdem noch Zelte für Umzieh- und Schminkräume und das Zelt, in dem gegessen wurde.

Casey und Cara waren überwältigt von dem Anblick, den der Michigansee bot.

»Wie der Ozean!«, sagte Cara, und ihre Augen tanzten überall umher. Die Kinder warteten in ihren Kostümen in der heißen Sonne, während



sich alle Artisten, Tiere und Schauwagen zur Großen Parade durch die Straßen der Stadt aufreichten. Der See in ihrem Rücken war so groß, dass man die Küste auf der gegenüberliegenden Seite nicht sehen konnte. Ansel war nicht so beeindruckt. Er hatte den richtigen Ozean gesehen, als er mit dem Schiff in die Vereinigten Staaten gekommen war.

»Aber wo ist die Weltausstellung?«, wunderte sich Casey laut. Was er außer dem See dort, wo der Zirkus sich aufstellte, an der Ecke der Madison Street und der Michigan Avenue sehen konnte, waren nur nüchterne Bürogebäude. Einige waren viele Stockwerke hoch. Dann sah man Herren mit Zylindern in langen Westen, die es eilig hatten, oder elektrische Straßenbahnen und Pferde, die bunte Wagen durch die Straßen zogen.

»Im Süden der Stadt, glaube ich ... wird eine Stelle Jackson Park genannt«, sagte Ansel. Er und Casey waren in gleiche Kostüme aus hellgelben Hemden und Hosen gesteckt. Sie trugen rote Schärpen und rot-gelbe Umhänge mit leuchtend roten Pailletten, die große Kreise bildeten. Pierre und Raoul sahen ähnlich aus, nur trugen sie blaue Schärpen und blau-gelbe Umhänge. »Ich hab gehört, dass McCaddon über Buffalo Bill ärgerlich ist, weil dessen Wild-West-Show das Beste sein soll und auch noch direkt am Eingang zur Weltausstellung steht«, fügte Ansel hinzu.

Casey war enttäuscht. Er hatte gehofft, die Weltausstellung zu sehen zu bekommen, während sie in Chicago waren. Von anderen Zirkusleuten hatte er schon etwas über die Wunder aus aller Welt gehört,

die es da zu bestaunen gab: ganz neue Maschinen, Tausende von elektrischen Lampen, Autos, Modelldörfer aus Ländern wie Ägypten und Japan und Samoa, sogar ein Wikingerschiff! Aber vor allem hatte er Wunderdinge von einem ungeheuren Rad gehört, dreimal so hoch wie das Zirkuszelt, in das Leute einsteigen und von oben auf die ganze Stadt schauen konnten.

Im Augenblick blieb ihm allerdings kaum Zeit, über die Ausstellung nachzudenken; denn eben blies der Anführer der Parade seine Pfeife, und die Musikkapelle auf einem der Schauwagen begann zu spielen. Casey sah Eph Thompson vor seiner imponierenden Reihe von Elefanten stehen und fühlte sich ein wenig unwohl. Immer war er mit Eph zusammen bei den Paraden marschiert ... heute aber ging er neben den Eugene-Brüdern.

Casey versuchte, nicht daran zu denken. Eph tat ihm schrecklich leid; aber es war ja nicht seine Schuld, dass Addie Forepaugh Eph die Show gestohlen hatte. Jetzt musste er vor allem an seinen ersten Auftritt bei den »Eugene-Zwillingen« nachdenken, die nun den spektakulären Doppelpass ausführen sollten.

Beifall klatschende Volksmengen säumten den Weg der farbenfrohen Parade durch das Zentrum Chicagos. Da zogen stampfende Pferde auf tief liegenden Wagen riesige Bilder wie »Sankt Georgs Kampf mit dem Drachen« oder »Kleopatras Nilbarke«. Denen folgten Hunde, die nur auf den Hinterbeinen gingen, lustige Clowns, rassige Pferde, Käfige mit Löwen und Tigern und anderen seltenen Tieren wie den erstaunlichen Nilpferden. Den Schluss

der Parade bildete die Dampfpfeifenorgel, die ihre lustigen Lieder pfiß.

Casey fühlte sich mächtig stolz, wenn Jungen seines Alters voller Bewunderung die Eugene-Brüder anstarrten, wie sie mit ihren glitzernden Umhängen lächelnd den Menschen zuwinkten. Als sich aber die Parade durch immer mehr Straßen schlängelte, durch die Adams, Fulton, Paulina und die LaSalle Street, wurden die Umhänge in der drückenden Mittagssonne immer schwerer. Casey wischte sich den Schweiß von der Stirn und hoffte nur, dass die Haartönung nicht am Gesicht herunterlaufen möchte.

Als die Parade aus der Rush Street kurz vor dem Ziel in die Michigan Avenue einbog, fiel Casey ein eigenartiger Kastenwagen ins Auge, der eigentlich einem Leichenwagen glich. Doch waren die Fenster Vorhänge zurückgezogen, und ein kräftiger Mann mittleren Alters mit weißem Backenbart saß zusammen mit einem Jungen von Caseys Alter auf dem Kutschbock. Beide sahen ziemlich fröhlich aus. Casey sah, wie der Mann und der Junge herabkletterten und sich einen Weg durch die Menge am Straßenrand bahnten.

Zu seiner Verwunderung begrüßte ihn der Mann mit dem Backenbart, als die Eugene-Brüder vorbeigingen. »Hallo, mein Junge!«, rief er äußerst freundlich und blickte Casey an. »Habt ihr sonntags auch Vorstellungen?«

Casey wunderte sich, dass der Mann ausgerechnet ihn ansprach. Er reckte die Schultern und sagte stolz: »Ja! Jeden Tag zwei!«

»Morgens oder nachmittags?«, rief der Mann zu-

rück, während er ein wenig neben der Parade herlief.

»Nachmittags und abends!«, rief Casey zurück und grinste. Er fand es lustig, dass der dicke Kerl so schnell laufen konnte.

»Ausgezeichnet!«, strahlte der Mann. »Wer ist euer Direktor?«

Casey hatte gerade noch Zeit, »Joe McCaddon!« zu schreien, bevor die Parade ihm die Sicht auf den Menschen nahm. Er blickte Ansel an und schüttelte den Kopf ... was wollte der bloß? Er hatte einen Jungen bei sich. Vielleicht hatte er nur vor, in den Zirkus zu gehen. Aber man brauchte doch nicht den Direktor zu besuchen, wenn man nur ein paar Eintrittskarten haben wollte.

Als die Parade endlich beim Zirkusplatz angekommen war, riss sich Casey schnell das Kostüm vom Leib und schlüpfte in seine Arbeitsklamotten. »Casey«, rief seine Mutter in den Umkleideraum, »ich möchte, dass du auf Cara aufpasst ...«

»Geht nicht«, antwortete er. »Ich muss Eph beim Füttern und Tränken der Elefanten helfen.« Ehe seine Mutter protestieren konnte, lief er eilig zum Elefantenzelt. Eigentlich hatte Eph ihn gar nicht darum gebeten; aber er wollte nicht, dass Eph denken sollte, er wäre ihm abtrünnig geworden, weil er nun ein Trapezkünstler war. Eph brummte nur, als Casey sich einige Eimer schnappte und zu den Wasserfässern lief. Doch wusste Casey, dass der Elefantenwärter sich über sein Erscheinen freute.

Als Casey die fünfte Ladung Wasser zum Elefantenzelt brachte, sah er plötzlich den komischen



Wagen wieder, dessen Zugpferd nahe am Hauptzelt angebunden war. Diesmal konnte er lesen, was auf der Wagenseite stand: »D.L. Moody ... Bibelinstitut, Chicago.« »Na, so was! Der Kerl scheint ein Pastor oder was von der Sorte zu sein.«

Er schaute sich um. Tatsache! Da standen der dicke Mann und der schlanke Junge und unterhielten sich mit dem Zirkusdirektor. Sonderbar! Casey versuchte, näher an die Gruppe zu kommen.

»Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen, Moody«, sagte McCaddon eben und blies dem Mann große Rauchwolken ins Gesicht. »Ich soll Ihnen mein Zelt für einen Predigtgottesdienst leihen? Ha, ha, erzählen Sie immer solche Witze?«

»Nein, das ist überhaupt kein Witz«, sagte der Mann höflich. »Wir führen diesen Sommer eine große Evangelisationskampagne in Chicago durch, parallel zur Weltausstellung, und da brauchen wir unbedingt ein Gebäude wie Ihr Zelt für die Menschenmassen, die wir erwarten.«

»Menschenmassen?«, spottete McCaddon. »Sie sind wohl übergeschnappt, Moody. Dieses Zelt hat zehntausend Sitzplätze! Wir haben vor, es täglich zweimal zu füllen, während wir hier in Chicago sind. Aber ich hab noch nie einen Prediger gesehen, der so viele angezogen hätte wie ›Die Größte Show der Welt‹ ... ha, ha, ha!«

Mr. Moody zog die Schultern ein wenig hoch und lächelte. »Ich bin bereit, einen vernünftigen Preis für die Benutzung Ihres Zeltes zu zahlen. Können wir jetzt übers Geschäft reden?«

»Bezahlen?«, sagte Joe McCaddon und wech-

selte ganz schnell seinen Ton. »Das ist etwas anderes. Warum sagten Sie das nicht gleich? Wann, sagten Sie, brauchen Sie es? Sonntags? Hmm ...« Die Zigarre schwankte auf und ab. »Wir sind am elften und am achtzehnten Juni noch hier. Das sind zwei Sonntage, und wir haben um zwei und um acht Uhr abends Vorstellungen.«

»Das passt ja ausgezeichnet«, sagte Moody, und ein Lächeln ließ die Bartspitzen wackeln. »Sollen wir sagen: Um zehn Uhr am elften und am achtzehnten vormittags?«

Als die beiden Männer noch über Einzelheiten sprachen, bemerkte der Junge bei Mr. Moodys Wagen Casey und ging zu ihm hinüber. »Hi«, sagte er, »ich heiße Paul Moody. Du arbeitest hier wohl beim Zirkus, nicht?«

Casey nickte. Er fragte sich, ob der Junge ihn von der Parade kannte ... und schämte sich plötzlich wegen seiner schmutzigen Arbeitskleidung. »Das sind nur, äh ... ich gehöre eigentlich zu den Trapezkünstlern, den Eugene-Brüdern.« Die Worte fühlten sich seltsam auf seiner Zunge an, doch der andere Junge schien beeindruckt zu sein.

»Jetzt erinnere ich mich – du warst in der Parade mit dabei! Ich bin noch nie in einem Zirkus gewesen«, sagte er wehmütig. »Ich wünschte, ich könnte euren Auftritt sehen.«

Casey fühlte sich nun besser. Ja, der Junge *hatte* ihn bemerkt. Gerade in diesem Moment verabschiedete sich Mr. Moody von Joe McCaddon und schlenderte unbeschwert zu den Jungen hinüber. »Ist alles geklärt, Paul«, sagte er zufrieden. »Sag mal«,

fügte er hinzu, als er Casey bemerkte, »bist du nicht der Junge aus der Parade, mit dem wir gesprochen haben?«

»Ja, Sir.«

»Gut«, strahlte Mr. Moody, seine Hände hinter dem Rücken verschränkt. »Wirst du zu meiner Show am Sonntagmorgen kommen? Genau hier im Forepaugh-Zirkuszelt!«

Casey grinste. Der Mann schien sehr freundlich zu sein, auch wenn er ein Prediger war. »Jawohl«, sagte er frech, »wenn Sie zu *meiner* Show am Samstag kommen. Um zwei oder um acht – das können Sie sich aussuchen.«

Der beliebte Mann warf seinen Kopf zurück und lachte herzhaft. »Ein richtiger Geschäftsmann, was? Du bist ja ein harter Verhandler. Ha ha ... nicht viel anders, als ich selbst in deinem Alter war.« Er beugte sich mit einem Zwinkern in den Augen zu Casey vor: »Abgemacht, junger Mann. Ich komme zu deiner Show ... du kommst zu meiner Show. Schlägst du ein?« Und er streckte seine Hand aus.

Caseys Grinsen wurde breiter, als er die Hand des Mannes schüttelte.

»Wirklich, Papa? Werden wir in den Zirkus gehen?«, hörte er Paul Moody fröhlich fragen, als Vater und Sohn zu ihrem lustigen Wagen zurückgingen. »Bist du sicher, dass Mr. Sankey und die anderen ...«

Als er den beiden nachschaute, verspürte Casey ein seltsames Gefühl der Einsamkeit. Er schnappte sich die beiden Eimer, die vor ihm standen, und eilte zurück zum Elefantenzelt.

Im Riesenrad

Los, komm, Casey!«, rief Ansel draußen vor dem Behelfs-Umkleideraum der Watkins', in dem die Familie auch bei dem schwülen Chicagoer Wetter schlief. »McCaddon will, dass alle Männer und Jungen in der ganzen Stadt Reklameblätter verteilen. Mach schon!«

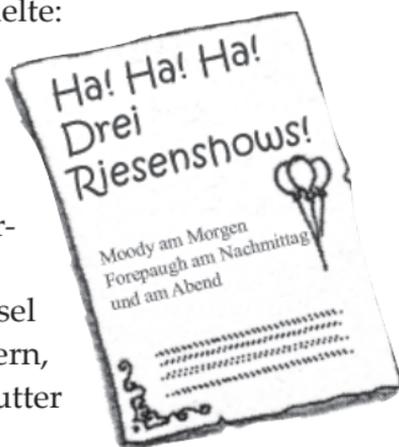
Es war am Samstagmorgen, und Casey war so aufgeregt wegen seines ersten Auftritts mit den Eugene-Brüdern, dass er immer daran denken musste und stundenlang nicht einschlafen konnte. Jetzt saß er, noch halb im Schlaf, auf der Bettkante und begann völlig zerschlagen, die Stiefel anzuziehen.

»O, Mama, kann ich mitgehen?«, bettelte Cara, wobei sie die Bürste ihrer Mutter schnappte und versuchte, das Durcheinander ihres dicken, krausen Haares ein wenig zu ordnen.

»Nur Männer und Jungen, Dummes!«, brummte Casey ... Dann sah er, dass er seine Schwester traurig gemacht hatte und murmelte:

»'Tschulligung!« Warum er in so ekliger Stimmung war, konnte er sich nicht erklären. »Hab wohl nicht genug geschlafen ...«, vermutete er.

»Du hältst dich zu Ansel oder den anderen Männern, hörst du?«, rief ihm die Mutter



noch nach, als er aus dem Zelt ins helle Morgenlicht trat.

Joe McCaddon stand vor dem Hauptzelt und händigte jedem, den er aufgetrieben hatte, einen Stapel Flugblätter aus. »Ich will, dass diese Blätter überall in der Stadt verteilt werden«, sagte er. »Es gibt starke Strömungen in der Stadt, die darauf aus sind, solche Veranstaltungen wie die unsrige am Sonntag zu verbieten. Selbst die Weltausstellung hat damit zu kämpfen.« Dann überflog ein spöttisches Grinsen sein Gesicht. »Aber diese Flugblätter werden ihnen den Wind aus den Segeln nehmen.«

»Jetzt Leute, ihr nehmt euch den Norden vor ... ihr Burschen hier geht in den Westteil ... und ihr hier, ihr bearbeitet den Südteil der Stadt.«

Ansel und Casey sahen sich an und grinsten. Sie waren für den Südteil bestimmt. Das war ihre Chance, die Weltausstellung zu sehen! Aber ... sie brauchten etwas Geld für die Straßenbahn und sogar fünfzig Cent für den Eintritt. Casey dachte darüber nach, seine Mutter um das Geld zu bitten; aber er wusste: Sie würde ihm keins geben. Nach einer geflüsterten Besprechung gingen die beiden Jungen zum Zirkusdirektor.

»Mr. McCaddon? Wir haben vor, die Flugblätter innerhalb der Weltausstellung zu verteilen – Sie wissen doch, da, wo alle Leute sind. Dann würden wir sehr viel mehr Leute in den Zirkus bringen«, sagte Casey mit mehr Zuversicht in der Stimme, als er in Wirklichkeit hatte.

»So, so, meint ihr?«, sagte McCaddon misstrauisch. »Wie stellt ihr euch das vor?«

»Nun, Mr. McCaddon«, sagte Casey wieder, »wenn wir die Blätter nur hier in den Straßen von Chicago verteilen, treffen wir höchstens gewöhnliche Arbeiter und Hausfrauen. Aber die Leute *in* der Ausstellung haben sicher Geld und Zeit für Vergnügungen. Darum wäre es eine gute Investition, in die Ausstellung zu gehen.«

»Wie bitte? Investition? Was quatschst du da?«

»Na ja ... fünfzig Cent Eintritt, Mr. McCaddon«, sagte Ansel, »... für jeden.«

»Na, meinetwegen«, murmelte McCaddon leise. Er betrachtete die Jungen. »Immerhin könntet ihr recht haben.«

Zur Überraschung der beiden bekamen sie das Geld und sogar noch genug für die Straßenbahn zum Jacksonpark.

»Nun sieh dir das an!«, rief Casey laut, um das Geratter der Bahn zu übertönen, und hielt eins der Flugblätter Ansel vor die Nase.

HA! HA! HA!
DREI RIESENSHOWS!

MOODY am *Morgen*

FOREPAUGH

am *Nachmittag* und am *Abend*

»O Junge«, meinte Ansel. »Dieser Mr. Moody wird verrückt, wenn er das hier liest. McCaddon hat Nerven, sich auch noch über einen Prediger lustig zu machen.«

»Allerdings«, meinte auch Casey. »McCaddon

sieht tatsächlich nicht danach aus, dass er für andere kostenlos Reklame macht. Na, vielleicht meint er, die Leute würden dadurch aufmerksam, und es wäre gut für sein Geschäft.«

Casey und Ansel mussten auf den hölzernen Bänken ganz dicht zusammenrücken und schließlich den Erwachsenen Platz machen, weil immer mehr Ausstellungsbesucher einstiegen – Männer mit Melonen und weißen Kragen und Krawatten und Damen mit Strohhüten und hübschen Kleidern, selbst die Kinder waren fein herausgeputzt. Ein Mädchen, das Casey an seine Cousine Elspeth erinnerte, starrte die Jungen an, dann streckte sie ihnen die Zunge heraus – wie Elspeth.

Casey hätte ihr am liebsten entgegengeschrien, dass sie zu den berühmten Eugene-Brüdern vom Zirkus gehörten, und sie würden sie nicht hineinlassen, selbst wenn sie eine Eintrittskarte kaufte ... aber er ließ es besser sein, weil ihm doch niemand geglaubt hätte.

Als die Straßenbahn endlich quietschend an der Haltestelle »Fünfundfünfzigste Straße« in der Südstadt stehen blieb, drängten sich Ansel und Casey aus dem Wagen und gaben beim Aussteigen noch allen Passagieren ein Flugblatt. Casey ärgerte sich, wenn viele Leute nur kurz auf das Blatt blickten und es dann fortwarfen. Er sammelte es dann schnell auf und lief hinter Ansel her, der schon fast das Haupttor erreicht hatte.

Schon am Tor wurde Casey beinahe geblendet von den eleganten, weiß schimmernden Gebäuden, die er innerhalb der Ausstellung erblickte. Zur Lin-

ken funkelte der See jadegrün in der Sonne. So weit das Auge reichte, sah er überall auf den großen Gebäuden Türmchen und Statuen. Ja, und auf der rechten Seite ...

Casey erblickte das Riesenrad. Selbst aus einiger Entfernung sah es noch aus, als schwebte es hoch in der Luft wie ein Riesenfahrrad für die Wolken, größer als alles, was er sich jemals auch nur hatte vorstellen können. Er zog Ansel vom Eintrittsschalter weg. »Sieh doch bloß!« Er zeigte auf das Rad. »Ich muss damit fahren! Ich muss es einfach!«

»Aber wir haben nur die fünfzig Cent für den Eintritt«, war Ansel's nüchterne Feststellung.

»Ich weiß ... darum müssen wir irgendwie anders reinkommen.«

Die Kartenverkäufer bewachten das Haupttor wie Adler, so machten sich die beiden auf den Weg an die Westseite des Ausstellungsgeländes. An einer Stelle, etwas weiter südlich, hatten Bauarbeiter ein Stück Zaun fortgeschafft, um einige hässliche, vertrocknete Büsche zu entfernen. Casey und Ansel erkannten ihre Chance und krochen durch die Öffnung. Dann rannten sie schnell fort. Das Geschrei der Arbeiter beachtetten sie lieber nicht.

Casey wusste, dass seine Mutter sehr böse gewesen wäre, wenn sie erführe, dass er auf der Weltausstellung war, noch dazu ohne Bezahlung. Er schüttelte aber alle Schuldgefühle von sich. Immerhin war er hier im Auftrag des Zirkus Forepaugh, oder etwa nicht?

Die Jungen wanderten bis zum Nordende der Ausstellung und verteilten fröhlich ihre Flugblätter, mit

denen sie zu den Sonntagsveranstaltungen einluden. Wozu der riesige »Kunstpalaſt« dienen ſollte, verſtanden ſie nicht; aber dann gab es von jedem Land der Erde ein Ausſtellungshaus. Anſel wäre gern über die Lagune zu der hölzernen Inſel gefahren; aber Casey drängte ihn in Richtung auf das Rieſenrad, das ſie von überall her ſehen konnten, wie es in den Himmel ragte.

»Laſſ uns hier gehen!«, ſagte er. Dabei zeigte er auf eine lange Durchgangsſtraße, die »Mitten durchs Vernügen« hieß und in weſtliche Richtung aus der Hauptausſtellung herausführte. Sobald ſie einen Torbogen paſſiert hatten, ſah die Ausſtellung völlig verändert aus. Die Hauptausſtellung hatte großartige Gebäude gezeigt mit Namen wie »Fabrikation«, »Elektrizität«, »Transportweſen« oder »Landwirtschaft«. Außerdem gab es klaſſiſche Statuen, Teiche, Brücken und Säulengänge. Hier aber fing das Vergnügungsviertel an mit Shows und Klängen aus aller Welt. Während ſie die Hauptſtraße hinuntergingen, kamen ſie an Hagenbecks Tierſhow vorüber. Da machten ſogar Löwen und Tiger unglaubliche Kunſtſtücke. Dann gab es Freilichttheater, ein »deutſches Dorf« mit Uhrmachern und Bäckern, eine »StraÙe aus Kairo«, überlaufen mit Ausſtellungsgäſten, die ſich die Baſare und die Tänzerinnen anguckten. Man konnte ſogar auf Kamelen reiten.

Casey hatte aber nur Augen für das rieſige Rad, das mitten auf der großen StraÙe ſtand. Von Nahem ſchien es noch gewaltiger, als es ihm vorher vorgekommen war. Ein großes Schild bezeichnete es als



»Ferris-Rad«. Ein Amerikaner mit Namen George Ferris hatte es gebaut, und es war 33 Meter hoch und trug sechsunddreißig Gondeln; jede konnte vierzig Leute fassen. Doch es drehte sich nicht.

Casey bemerkte eine Gruppe von Monteuren, die sich an den riesigen Zahnrädern zu schaffen machten. »Bitte!«, rief er, »wir würden so gern damit fahren! Wird es heute noch gehen?«

»Dir geht es wie Tausenden von Besuchen,« lachte einer der Leute. »Pech gehabt! Es ist kaputt und will nicht laufen. Nicht so leicht, die Macken zu beseitigen. Kommt in ein paar Tagen wieder!«

»Ein paar Tage?«, dachte Casey verzweifelt. Wenn erst die Zirkusvorführungen begannen, hatten sie gewiss keine Gelegenheit mehr, zur Ausstellung zurückzukommen!

Aber dann kam ein vornehmer Mensch, der abseits gestanden und die Arbeit betrachtet hatte, auf sie zu. »Habt ihr Burschen nicht gesagt, ihr würdet es einmal laufen lassen, wenn ihr den Antriebsmechanismus repariert habt?«, fragte er wie einer, der etwas zu sagen hat und die Aufsicht führt. »Lasst die Jungen mitfahren. Sie sind dann unsere Versuchskaninchen.«

Die Männer lachten: »Machen wir!«

Casey wollte seinen Ohren nicht trauen. Sie würden trotz allem mit dem »Ferris-Rad« fahren!

Der Herr, der wohl der Chef war, öffnete selbst die Tür zu einer der gläsernen Gondeln, die zwischen den beiden Felgen des Rades befestigt waren. Drinnen waren Reihen von Plüschsesseln – vierzig an der Zahl! Von allen konnte man überall aus den Fenstern

sehen. Ganz aufgeregt ließen sich Ansel und Casey von einem Sessel in den anderen fallen ... bis, ja bis sich plötzlich das große Rad zu drehen begann.

Das Rad ging nur stoßweise vorwärts und brachte dadurch die Gondel zum Vorwärts- und Rückwärtschwingen. Die Jungen hielten sich ganz fest, während die gläserne Gondel immer weiter und weiter rückwärts fuhr, und dann nach oben, immer weiter nach oben. Casey drückte seine Nase an eins der Fenster, als der Boden unter ihnen entchwand und er hoch in die Luft gehoben wurde. Sein Magen war ihm bis in die Füße gesackt. Ängstlich blickte er auf Ansel; aber das Gesicht des jüngsten Eugene glühte vor Begeisterung.

Als die Gondel den höchsten Punkt der Umdrehung erreicht hatte, ging es auf der anderen Seite schnell wieder nach unten, doch plötzlich blieb das Riesenrad mit harten Stößen und unter lauten Metallgeräuschen stehen. Wieder schaukelte die Gondel bedenklich, und das wohl dreißig Meter über dem Erdboden.

Voller Schreck keuchte Casey: »Was ist passiert? Warum haben wir angehalten?«

»Weiß nicht«, antwortete Ansel und sah nun auch ängstlich aus. Die Jungen versuchten, aus den rückseitigen Fenstern hinunterzuschauen, zwischen der Masse an Stahlstreben hindurch, mit denen die Achse und die Motoren verbunden waren. Aber alles, was sie sehen konnten, waren einige Monteure, die tief unter ihnen umherhasteten. Vor ihnen lagen all die Ausstellungsgebäude ausgebreitet, und fern, ganz fern schimmerte der Michigansee. Aber direkt un-

ter ihnen sammelten sich immer mehr Ausstellungsbesucher in dichten Haufen wie Ameisen und zeigten auf das Riesenrad.

Plötzlich konnte Casey kaum noch atmen, sein Herz begann zu rasen. Was wäre, wenn etwas ganz schiefginge? Wenn die Gondel abbrechen und auf den Boden knallen würde? Alle Leute schauten zu – einige schienen zu lachen und sich zu amüsieren. Wussten sie nicht, dass zwei Jungen da oben gefangen waren?

»Alles in Ordnung?«, fragte Ansel und atmete schwer. Casey nickte, konnte aber nichts sagen. Er wollte nicht, dass Ansel merkte, wie viel Angst er hatte; aber er konnte das panische Gefühl nicht loswerden; ach, könnte er nur ein Fenster öffnen, um frische Luft zu schnappen!

Erst waren es fünf Minuten, die nicht vergehen wollten, dann zehn, dann verlor Casey alles Zeitgefühl. Er schlug gegen die Scheiben und schrie: »Hilfe! Hilfe! Lasst uns runter!«

»Die können uns doch nicht hören«, sagte Ansel ganz vernünftig. »Hab keine Angst. Der Mann weiß, dass wir hier oben sind. Er wird uns runterholen.«

Und dann setzte ebenso plötzlich die Maschine knarrend wieder ein, und das Rad drehte sich aufs Neue.

Casey schloss erleichtert die Augen. Er öffnete sie danach kurz, schloss sie aber gleich wieder, weil er es nicht ansehen konnte, wie der Erdboden so schnell auf ihn zukam. Nun versuchte er, wieder normal zu atmen, bis das Rad endlich anhielt, die Tür der Gondel geöffnet wurde und die Stimme des Auf-

sehers fröhlich sagte: »Na, Jungs, wie fandet ihr die Fahrt?«

Casey stolperte aus der Gondel und entfernte sich so schnell er konnte vom »Ferris-Rad«.

»He, Casey, warte auf mich!«, rief Ansel, während er versuchte, ihn einzuholen. »Willst du dich nicht noch ein bisschen umsehen?«

Aber Casey hielt nicht an auf dem Weg, den er gekommen war, sein Gesicht brannte vor Scham. Er war oben in dem Riesenrad in Panik ausgebrochen. Was passiert wohl, wenn Ansel das Pierre oder Raoul erzählt? Würden sie ihn dann heute Nachmittag auf das Trapez lassen?

Vom Trapez gefallen

Wo hast du denn gesteckt, Watkins?«, sagte Eph ärgerlich, als die Jungen endlich wieder den Platz an der Ecke Michigan Avenue und Madison Street erreicht hatten, wo sich die Zelte des Zirkus Forepaugh im starken Wind blähten, der vom See hereinblies.

»Haben Flugblätter ausgeteilt, denk einmal!«, antwortete Casey gereizt.

»Quatsch!«, sagte Eph. »Die meisten Burschen sind schon seit Stunden wieder hier. Scheinst vergessen zu haben, dass wir um zwei Uhr heute eine Vorführung haben. Das bedeutet: Bis dahin müssen die Elefanten gefüttert, getränkt und geputzt sein. Du willst sie doch wohl nicht hungrig und gereizt in die Manege schicken, oder?«

Schnell schnappte sich Casey die Wassereimer für die schweißtreibende Prozedur des Tränkens all der durstigen Tiere, von denen jedes an einem Tag bis zu 150 Liter trinken konnte.

»Ach ja!«, rief Eph hinter ihm her. »Pierre Eugene war vorhin hier und wollte dich sprechen. Sagte so was wie, er wolle die Übung noch einmal vor der Vorstellung durchexerzieren.«

Toll!, ärgerte sich Casey, heute sind alle hinter mir her. Und dann fing er an, sich selbst zu bedauern.



Das sollte nun heute sein großer Tag werden ... Der Tag, an dem er als Artist am fliegenden Trapez auftreten würde! Dann erinnerte er sich, dass Eph sicher immer noch traurig war, weil man ihm seine Zirkusnummer weggenommen hatte. Aber warum musste er das an Casey auslassen?

Er war so in seine Gedanken vertieft, dass er beinahe den beleibten Herrn und den Jungen übersehen hätte, die die Tiere in Forepaughs Menagerie bewunderten. Dann sah er ihn doch, den Prediger, Mr. Moody! War er hier, um noch einmal mit McCaddon zu verhandeln? Oder wollte er tatsächlich zum Zirkus gehen?

Beinahe hätte Casey sie angesprochen; aber dann merkte er, dass die beiden eines von McCaddons Flugblättern betrachteten, auf dem stand: »Ha! Ha! Ha! Drei große Shows ...«

»Die machen sich über dich lustig, Papa«, sagte der Junge in gekränktem Ton.

»Nein, keinesfalls, das ist sogar großartig, Paul«, sagte der stämmige Mann und lachte. »»Wer nicht gegen uns ist, ist für uns.« Kommt es darauf an, warum die Leute kommen? Hauptsache ist, dass sie kommen, wenn das Wort Gottes gepredigt wird.«

Casey blieb nicht stehen, um noch weiter zuzuhören, sondern machte sich mit seinen Eimern aus dem Staub, zurück ins Elefantenzelt. Er wollte nicht, dass der Junge, Paul Moody, ihn fragte, wieso das verrückte Flugblatt sich über seinen Vater lustig macht. Heute hatte er wirklich Ärger genug.

* * *

Pierre schimpfte beide Jungen gewaltig aus, weil sie nicht rechtzeitig zu einer Übungseinheit vor der Eröffnungsvorstellung erschienen waren. Dann half er ihnen eilig in ihre Kostüme und hetzte sie durch die Aufwärmübungen, um ihre Muskeln zu lockern. Casey hatte so viel zu tun, dass ihm nicht einmal Zeit blieb, mit seiner Mutter und seiner Schwester zu sprechen, bevor sich alle Akteure zum Eröffnungsmarsch aufstellten. Dann erst sah er Cara bei den Clowns, angezogen wie eine komische alte Oma, die einen Kinderwagen schob, in dem ein erwachsener Clown in Babyzeug saß!

Er lachte und winkte seiner kleinen Schwester zu. Das war es ja, worauf es beim Zirkus vor allem ankam: die Leute zum Lachen zu bringen, sie ihre Sorgen vergessen zu lassen und ihnen eine vergnügliche Stunde zu bereiten! Er holte tief Luft, und seine trübe Stimmung hellte sich auf. All den Ärger dieses Tages fing er an zu vergessen. Jetzt wollte er sich auf das konzentrieren, was er vorhatte.

Die Eugene-Nummer kam erst nach der Pause; aber Casey war zu nervös, um still zu sitzen. Nach dem Eröffnungsmarsch half er Eph, die Elefanten in der richtigen Reihenfolge aufzustellen, in der sie auftreten sollten. Dann verschwand Eph, als Addie Forepaugh Baby John für die Boxnummer in den Ring holte. Da musste Casey allein auf die anderen Elefanten aufpassen. Casey war ihm deshalb nicht böse. Es war schon schlimm, die Leute über die lustige Nummer vor Vergnügen grölen zu hören, wenn »John L. Sullivan« den berühmten Domp-
teur k. o. schlug – und kaum einer wusste, dass

doch Eph und nicht Addie die Nummer eingeübt hatte.

Immerhin war er froh, als Eph zurückkam und er sein Kostüm für das Spektakel »1776« wechseln konnte. Als er und Cara und ihre Mutter aus dem Ring gelaufen waren, nachdem sie das Denkmal von König George umgerissen hatten, überließen sie den »Rothäuten« und den »Soldaten« das »Schlachtfeld«. Auf dem Weg hinaus drückte Doreen ihren Sohn noch kurz und sagte: »Du wirst das da oben bestimmt ganz großartig machen, Casey!«

Casey dachte nur noch daran, sein gelbes Kostüm wieder anzuziehen ... seine Hände mit Talkum einzureiben, damit er nicht abglitt, und auf Pierres letzte Anweisungen zu lauschen. Dann hörte er die Kapelle eine beschwingte Weise spielen, die anzeigte, dass die Pause vorüber war.

Plötzlich war es so weit!

Er hörte, wie der Ringmeister durch sein Megafon brüllte: »Meine Damen und Herren und Kinder jeglichen Alters! ... Zirkus Forepaugh ist stolz, Ihnen zu präsentieren ... die Eugene-Brüder! Die Meister am fliegenden Trapez! Es wird Ihnen den Atem rauben ...«

Casey ging mit Pierre, Raoul und Ansel hinaus, während das Publikum die letzten Worte des Ringmeisters mit donnerndem Applaus bedachte. Pierre stellte sich an den hinteren Pfahl, während Raoul und Ansel zu der vorderen Plattform gingen. Während die Musik leise im Hintergrund spielte, beobachtete Casey von unten, wie Raoul und Pierre eine erstaunliche Reihe von Überschlägen machten, herumwir-

belten und sich in der Luft drehten und dabei von einem Trapez zum anderen wechselten. Dann flog Ansel zu Pierre hinüber als »fliegender Engel«. Raoul fing dann das Trapez auf, und die beiden älteren Brüder ließen Ansel mehrere Male hin- und herfliegen.

Am Ende kamen Raoul und Pierre beide auf die Plattform zurück, indem sich Pierre an den Beinen hängend von dem Fangtrapez hinüberschwang. Als Casey die Handgriffe an der Stange ergriff und zur Plattform hinaufstieg, hörte er den Ringmeister sagen: »Und nun, meine Damen und Herren, werden die beiden jungen Eugene-Zwillinge eine Darbietung zeigen, die eigens für die Weltausstellung hier in Chicago kreiert wurde ... den sensationellen Doppelpass!«

Als Casey die Plattform betrat, wurde er mit dem donnernden Applaus des überfüllten Zeltbesuchers bedacht. Er und Ansel hoben die Arme zum Gruß, um sich beim Publikum zu bedanken, wie Pierre es ihnen beigebracht hatte. Dann ergriff Ansel das fliegende Trapez ... und weg war er. Ruhig schwebte er durch die Luft. Bevor Casey es begriff, kam das Trapez schon wieder zurück – diesmal leer, und er sah, dass sich Ansel an Pierres Händen auf das Fangtrapez schwang. Raoul ergriff das Trapez und übergab es Casey.

Ein Baby weinte irgendwo; eine Sekunde lang wandte Casey seine Augen von Ansel und Pierre ab und blickte nach unten. Ein Meer von Gesichtern blickte zu ihm auf. Sein Mund wurde trocken und seine Knie begannen zu zittern. Während der Übungen waren die Plätze leer gewesen, und wenn

Leute im Ring standen, waren sie mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Aber jetzt in Tausende von Gesichtern zu blicken, war zu viel für Casey. Die Reise im Riesenrad heute Morgen kam ihm in den Sinn. Sie waren da ganz oben gefangen gewesen, und jetzt saß er hier oben, auch hoch über dem Erdboden auf der Trapez-Plattform.

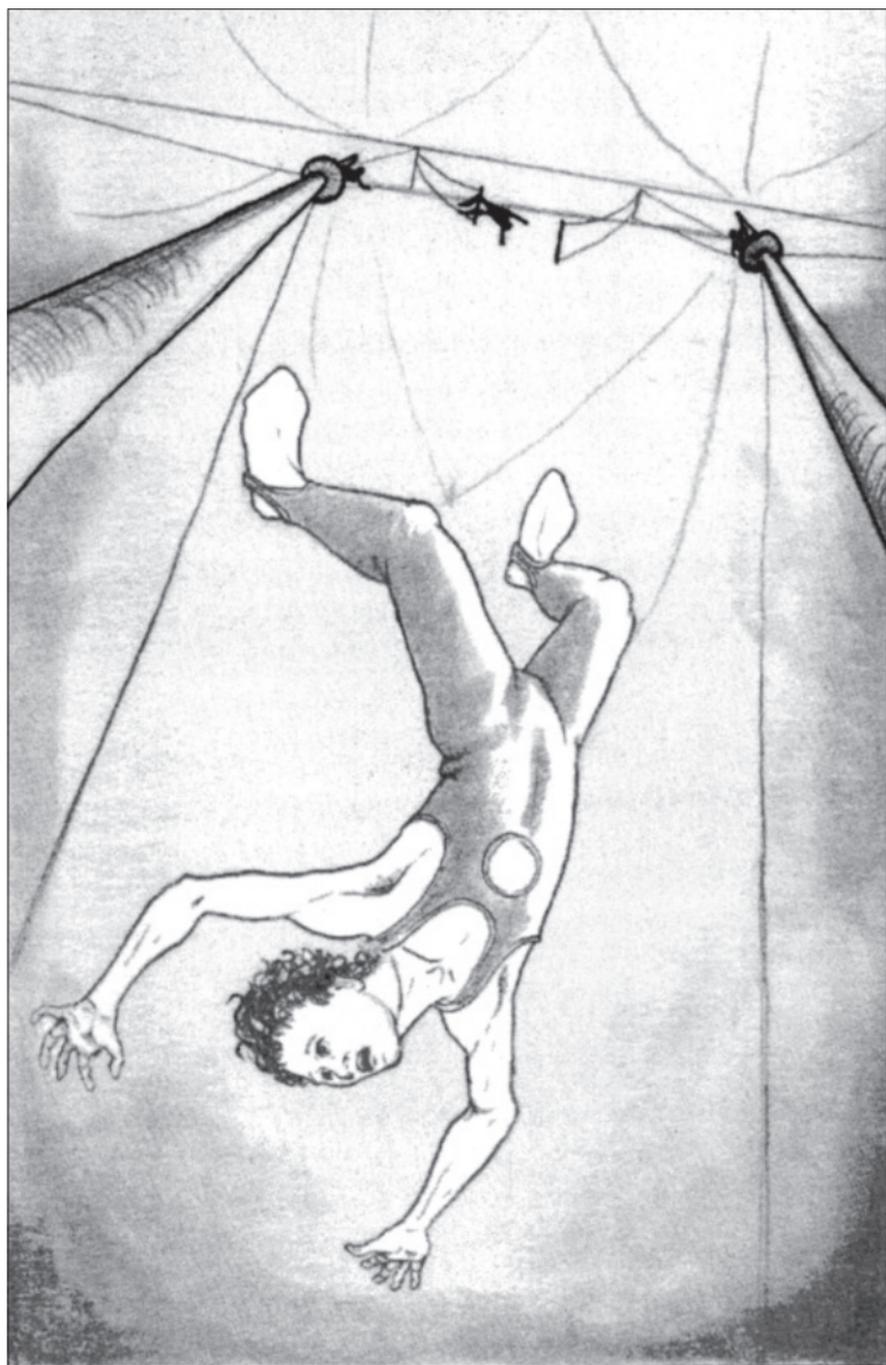
Was war, wenn er fiel? Er sah überhaupt nichts Vergnügliches mehr ... nur eine riesengroße Gefahr.

Plötzlich war es, als könne Casey nicht mehr atmen. Ohne dass er etwas dagegen tun konnte, ergriff ihn wieder die Panik, die er im »Ferris-Rad« verspürt hatte, und er stand wie erstarrt auf der Plattform.

»Du hast deinen Einsatz verpasst!«, zischte ihm Raoul ins Ohr. »Blick nicht nach unten, blick auf Pierre!«

Casey schüttelte den Kopf, um klar denken zu können, und versuchte, Luft zu holen und sich zu konzentrieren. Dann hörte er Raouls Stimme: »Achtung ... fertig ... JETZT!«

Casey ergriff das Trapez und sprang hoch und von der Plattform und schwang in weitem Bogen auf Pierre und Ansel zu. Irgendetwas fühlte sich nicht richtig an ... er hatte nicht genügend Schwung. Doch sollte er nach der nächsten Schwingung die Beine über das Trapez bringen ... ja, er schaffte es ... aber er schwang nicht weit genug. Er brauchte mehr Zeit, um höher heraus zu kommen! Doch da sah er, wie Pierres Mund das Wort »FERTIG!« bildete. Er wusste: Das bedeutete, dass beim nächsten Schwung nach vorn Pierre Ansel auf Caseys Trapez zu werfen würde. Die Erwartung an Casey war, dass er das Tra-



pez losgelassen hatte und auf Pierre zugeflogen kam. Ansel würde in der freien Luft an ihm vorbeifliegen.

Er musste das Trapez loslassen, wenn sie nicht in der Mitte aufeinanderkrachen sollten! Im letzten Augenblick löste Casey seine Beine vom Trapez und streckte seine Arme Pierre entgegen ... Ansel kam an ihm vorübergesaust ... aber Casey wusste, dass er Pierre nicht erreichen würde! ... Er fühlte, wie er ins Netz krachte ...

In letzter Sekunde begriff er, dass er vorwärtsfiel ... das war die falsche Haltung! Er versuchte noch, sich zur Seite zu drehen, und fühlte seine Schulter ins Netz stürzen. Das Netz schleuderte seinen Körper zu einem ungewollten Luftsprung in die Höhe. Diesmal kam er mit dem Hinterkopf und den Schultern auf. Noch einige unfreiwillige Sprünge, und Casey lag zitternd im Netz, wobei er merkte, wie die dicken Seile ihm in die Haut schnitten.

Alles schien plötzlich ganz still zu sein ... Und dann hörte er die Kapelle die Nationalhymne spielen. Damit zeigte man im Zirkus an, dass ein Unfall passiert war.

Gesucht werden: Durchschnittstalente

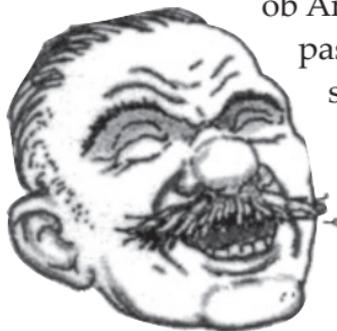
Der hat vielleicht Glück gehabt! ... Nichts gebrochen!«, sagte der Doktor zu Doreen gewandt, die noch immer als Reitartistin verkleidet voller Angst im Krankenzelt auf und ab ging, während der Zirkusdoktor Casey untersuchte. »Sorgen Sie dafür, dass er einige Zeit Ruhe hat, Mrs. Watkins. Er mag wohl einige Schmerzen haben; sonst ist alles in Ordnung.«

Casey knirschte mit den Zähnen und drehte den Kopf weg. Beinahe wünschte er sich, dass er einen Arm oder ein Bein oder sonst was gebrochen hätte. Irgendwas, das die Aufmerksamkeit davon ablenken würde, dass er sich selbst vor Tausenden von Leuten zum Trottel gemacht hatte.

Als Casey so unruhig in dem Umkleidezelt der Watkins' lag, konnte er bis dorthin die »Oohs« und »Aahs« der Leute hören, weil das Zirkusprogramm fortgesetzt wurde. Später hörte er noch jemand hinter dem Vorhang leise mit seiner Mutter reden – es war wohl Pierre. Ach, wie gern hätte Casey gewusst,

ob Ansel das Trapez nach dem Doppelpass erwischt hatte; aber er schämte sich zu sehr, um nachzufragen. Das war nun sein erster Auftritt am Trapez ... und er hatte ihn verpatzt!

In diesem Augenblick hörte



er schwere Schritte, der Vorhang wurde grob zur Seite gerissen, und Joe McCaddon steckte sein Gesicht herein. Der Zirkusdirektor sah Casey einen Augenblick scharf an, dann ließ er den Vorhang fallen.

»Na, Eugene hat wohl kapiert, dass ein bisschen mehr als Haartönung dazu gehört, einen Jungen fliegen zu lassen!«, hörte Casey den Menschen wütend fauchen. »Dein sogenannter ›Eugene-Zwilling‹ hat die ganze Show verdorben!«

Caseys Gesicht brannte vor Scham. Na ja, es stimmte leider. Aber auf keinen Fall würde er noch einmal den ganzen Zirkus ärgern ... oder sich selbst. Die Eugene-Brüder sollten die neue Nummer möglichst schnell vergessen. Nach dem, was heute geschah, waren sie sicher erleichtert, wenn er Schluss machte. Das würde ihnen ersparen, ihn rauszuschmeißen.

Endlich war die Zwei-Uhr-Vorstellung zu Ende! Casey konnte aufgeregte Kinder und Erwachsene hören, die aus dem Großzelt strömten, und fliegende Händler, die Andenken verkauften. Auch die Artisten und die Tiere kehrten in ihre Zelte zurück. Enttäuscht stand Casey auf und zuckte zusammen, seine linke Schulter tat ziemlich weh. Außerdem brannte seine linke Gesichtshälfte von dem Aufschlag auf die harten Seile des Netzes. Sonst schien alles in Ordnung zu sein.

Was sollte er aber jetzt machen? Hinausgehen konnte er nicht, da würden ihn alle auslachen.

In diesem Augenblick steckte Eph seinen Kopf in den Umkleideraum. »So, du kannst wieder rumlaufen. Wunderbar!«

Casey antwortete nichts. Warum ließen ihn die Leute nicht einfach allein? Doch dann kam der Elefantenvärter hinein und blickte Casey einen Augenblick lang stumm an. Peinlich berührt ließ Casey die Augen sinken.

»Scheint, als wenn wir beide heute nicht unseren großen Tag hatten, was?«, sagte Eph ruhig.

Casey blickte auf. Wenigstens Eph verstand ihn.

»Okay!«, sagte Eph und schlug seine Wollmütze übers Knie. »Mit Trübsalblasen ist nichts gewonnen. Los, komm! Wir müssen diese Urwaldbiester füttern und tränken.«

Mit Eph zusammenzuarbeiten, erwies sich als eine gute Medizin. Die harte körperliche Arbeit half etwas von der inneren Spannung abzubauen, auch hatte er das Gefühl, wieder nützlich zu sein. Trotzdem wusste er, dass die Clowns und die anderen Artisten über ihn redeten, während sie ihn von der Seite ansahen und kicherten. Der Schlimmste war Tucker, der Hilfsarbeiter.

»Tja, das kleine falsche Franzosenbaby konnte wohl doch nicht mit den richtigen Artisten mithalten«, spottete der Mann, als Casey seine Eimer in den Wasserfässern nachfüllte. »Plumps, da lag er im Netz!«

Casey kochte innerlich, antwortete aber nichts. Seine Mutter hatte ihm gesagt, alles wäre in ein paar Tagen wieder vergessen. Das mochte stimmen ... aber er wollte auch niemals Leuten wie Tucker eine weitere Gelegenheit geben, sich über ihn lustig zu machen.

Schon bald drängten und schoben sich wieder die

Leute, die Karten für die Abendvorstellung haben wollten. Casey war überzeugt, dass die Eugene-Brüder es nicht noch einmal mit ihm versuchen wollten. Darum war er sehr überrascht, als Pierre kurz vor der Abendveranstaltung bei ihrem Umkleidezelt auftauchte.

Der Franzose blickte ihn an ... ziemlich streng. »So. Kommst du heute Abend mit aufs Trapez?«, fragte er plötzlich.

»A-aber ... ich ... ich dachte ...«, stotterte Casey.

»Mich interessiert nicht, was du denkst. Ich frage dich, ob du heute Abend mitmachst.«

Casey starrte ihn nur an.

»Hör zu, Watkins«, sagte Pierre. »Ich werde nicht betteln oder versuchen, dich zu überzeugen. Ich will nur wissen: Ja oder Nein.«

»Meine Mutter will nicht, dass ich die Nummer wieder mitmache«, versuchte Casey sich herauszureden. Und irgendwie stimmte es auch, dass Doreen nie glücklich darüber war und nun, nach dem Fall, tatsächlich Angst hatte.

»Das stimmt, sie will es eigentlich nicht«, gab Pierre zu. »Aber ich habe schon mit deiner Mutter gesprochen. Sie ist bereit, dir die Entscheidung zu überlassen.«

Casey war verwirrt. Wollten die Eugenes ihn denn noch? Einen Augenblick lang fühlte er sich geschmeichelt und wollte einwilligen ... aber dann erinnerte er sich, wie er sich nach dem Fall geschämt hatte, wie er vor Tausenden von Zuschauern versagte! Was, wenn das wieder so passierte? Das würde er nicht überleben.



»Nein«, sagte er und starrte auf den Boden.

Es kam keine Antwort, und als Casey aufblickte, war Pierre verschwunden.

* * *

Doreen bestand darauf, dass Casey am Eröffnungsmarsch teilnahm, bei der Elefantenparade zusammen mit Eph und bei der kurzen Rolle im »1776«-Stück. Als er aber nach der Pause hinter einer Zeltklappe stand und in dramatischem Tonfall die Ankündigung hörte: »Die Eugene-Brüder am fliegenden Trapez!«, konnte er es nicht mehr aushalten, herumzustehen und zuzuhören.

Nachdem er das »1776«-Kostüm abgelegt hatte, entfernte er sich schnell von den Zirkuszelten. Schon nach kurzer Zeit hatten die riesigen Wohngebäude und Bürohäuser von Chicago alle Geräusche vom Zirkus am Seeufer verschluckt. Es war dämmrig geworden, und er lief die dunklen Straßen entlang, die Hände tief in den Hosentaschen. Kutschen mit fein gekleideten Herren und Damen klapperten an ihm vorüber, hinaus aus der Stadt, in die warme Sommernacht. Er kam an mehreren Kneipen vorbei, aus denen raues Gelächter und laute Musik nach außen drang, auch an kleinen Cafés und hübschen Restaurants, dann waren da hell erleuchtete Theater voller Leute, die sich amüsierten. Aber Casey nahm alles kaum wahr. Er konnte nur daran denken, wie miserabel er sich fühlte.

Es war einfach ungerecht! Gott – falls es ihn überhaupt gab – hatte ihm tüchtig eins ausgewischt. Sein Vater war tödlich verunglückt. Dadurch hatte sich

Caseys Leben total verändert. Die Monate in Philadelphia waren scheußlich gewesen. Nun hatte er gehofft, der Zirkus würde ihm und Mama und Cara einen Neuanfang bringen ... aber der Zirkus war überhaupt nicht anders als alles Übrige. Alle dachten nur an sich selbst. Nicht einmal seine Mutter war wirklich glücklich, wenn sie auch das Reiten liebte. Das Leben im Eisenbahnwaggon war kein Zuhause. Sie musste ihre Kinder erziehen, und als alleinstehende Frau musste sie schrecklich aufpassen, sich der unerwünschten Annäherungen all der Kerle ringsherum zu erwehren, die nichts Gutes im Sinn hatten, besonders, weil sie so hübsch war.

So in Gedanken versunken bog er unabsichtlich in eine Seitenstraße ein, die er nun entlangging. Er war jetzt der Mann in der Familie. Und er sollte auf seine Mutter und seine Schwester aufpassen; aber er war so darauf aus gewesen, ein Zirkusstar zu werden, dass er fast gar nicht auf sie geachtet hatte. Und wo war er jetzt gelandet? Er war ein Versager – das Gelächter des ganzen Zirkus, der allerletzte Dreck.

Tränen kamen ihm in die Augen. War ja vielleicht das Beste, dass sein Vater tot war. Wenigstens ist Casey so der Kummer erspart geblieben, Vaters enttäushtes Gesicht sehen zu müssen.

Casey hatte wenig darauf geachtet, in welche Straße er eingebogen und wie weit er schon gelaufen war. Doch als er eine Allee mit hohen Bäumen überquerte, sah er eine Gruppe von Jungen und Mädchen – ungefähr so alt wie er –, die sich gegenseitig auf einem engen Gang stießen und drängten, der zu einem Saal im Kellergeschoss eines großen Gebäudes

führte. Junge Männer standen am Rand und riefen: »Kommt zu Moodys Jugendtreff! ... Jeder ist herzlich eingeladen! ... Los, kommt! Lasst euch mitnehmen von Gottes starker Erweckung, die überall in dieser großen Stadt ausgebrochen ist!«

Der Name erregte Caseys Interesse. War das nicht derselbe Mann, der für morgen früh das Zirkuszelt für einen Gottesdienst gemietet hatte? Er zögerte. ... Dann entschied er, sich nicht unter all diese Fremden zu mischen. Doch da schnappte ihn schon ein enthusiastischer junger Mann beim Arm und sagte: »Komm mit rein! Da ist noch viel Platz. Moody selbst wird allerdings erst etwas später kommen.«

Casey wollte protestieren, doch ehe er sich's versah, war er schon mit freundlichen Worten die Treppe hinunter in den Saal geschoben worden. Die Stuhlreihen waren mit jungen Leuten gefüllt, die vergnügt miteinander redeten – auf der einen Seite alberten die Jungen herum und auf der anderen sahen die Mädchen vergnügt hinüber und sprachen hinter vorgehaltenen Händen miteinander. Einige Mädchen lächelten Casey an. So entschied er sich, in der letzten Reihe einen Stuhl zu nehmen und abzuwarten, was bei diesem »Jugendtreff« herauskommen würde.

Jemand begann, auf dem Klavier zu spielen, und einer der jungen Männer ließ das junge Volk ein Lied nach dem anderen singen. Casey kannte die Lieder nicht, obwohl er sich an einige Melodien erinnerte, die er damals in der Kirche in Philadelphia bei Onkel John gehört hatte. Aber in dessen Kirche klangen alle Lieder wie Grabgesänge, hier tönte alles laut und frisch und begeistert.

Während sie so sangen, ging die Tür auf. Mr. Moody kam eilig herein, sein Sohn Paul ihm dicht auf den Fersen. Casey sackte auf seinem Stuhl ganz zusammen; er wollte nicht erkannt werden, weil ihn plötzlich der schreckliche Gedanke kam: Mr. Moody und sein Sohn sind womöglich heute Nachmittag im Zirkus gewesen und hatten gesehen, wie er die Nummer verdorben hatte! Casey blickte sich um und dachte, dass es wohl das Beste sei, nun zu verschwinden. Doch gerade jetzt begann Mr. Moody zu sprechen.

»Es gibt nichts Schöneres für mich als einen Raum voller junger Leute, die zu Gottes Ehre singen.« Ein strahlendes Lächeln erschien auf seinem bärtigen Gesicht. »Ihr jungen Leute aus Chicago singt ja *fast* genauso schön wie die Mädchen und Jungen in meinen Schulen in Massachusetts.« Moody grinste. »Vielleicht gibt es das nächste Mal eine Jugendkonferenz in der Northfield-Mädchen-Schule oder in der Jungenschule von Mount Hermon. Ihr alle hier aus Chicago solltet kommen und einen Sängertwettstreit abhalten. Was haltet ihr davon?«

Der Raum bebte von begeistertem Klatschen und Trampeln.

Moody hob die Arme, damit es ruhig wurde, bevor er fortfuhr. »Nun, ihr wisst alle, dass Chicago in diesem Sommer ein Riesenergebnis beherbergt: die Weltausstellung ... sechs Monate lang wird alles gefeiert, was die Menschheit im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat.«

Viele nickten, und die jungen Leute tuschelten leise miteinander.

»Aber was die Welt nicht so deutlich mitkriegt, ist ein anderes großes Ereignis, das in diesem Sommer in Chicago abläuft! In diesem Augenblick halten mehrere Sprecher aus aller Welt überall in der Stadt evangelistische Versammlungen ab. In der vergangenen Woche hielten wir Frauentreffen, Kinderstunden, Versammlungen für Matrosen und Soldaten, Versammlungen in Gefängnissen, Versammlungen für Deutsche, Polen, Tschechen, Juden und Araber in ihren eigenen Sprachen auf den Marktplätzen ... ja, sogar Straßenveranstaltungen zu später Stunde für die Betrunkenen und für die Prostituierten!«

Casey lächelte, während der Saal voll Gelächter war. Er hatte ganz vergessen fortzugehen.

»Wisst ihr, warum das geschieht? Ich will euch sagen, warum. Als ich so alt war wie ihr jetzt, war ich ein ehrgeiziger Bursche. Ich wollte Schuhe verkaufen. Und das hab ich auch getan. Ist nicht übertrieben, ich war der beste Schuhverkäufer diesseits des Mississippi.«

Wieder Gelächter.

»Ich war auch ein frommer Bursche. Brachte jeden Sonntag Hunderte von Kindern und jungen Leuten in die Sonntagsschule. Dabei ritt ich auf meinem Pferd Paint durch die Straßen und ließ so viele Kinder mitreiten, wie sich festhalten konnten. Den Rest trieb ich dann wie eine Herde zur Kirche.«

Diesmal lachte Moody mit. Aber dann änderte er den Tonfall.

»Aber dann, irgendwann, geschah etwas, was mein Leben veränderte. Einer der Sonntagsschullehrer erkrankte schwer an Lungenschwindsucht. Und

er war traurig darüber, dass keines seiner Mädchen wirklich eine Christin geworden war. So bat er mich, mit ihm in jedes Haus zu gehen und persönlich mit jedem Mädchen zu sprechen. Na... ich kann euch sagen, mir war ziemlich unwohl zumute. War die Bekehrung nicht die Aufgabe von ordinierten Pastoren und Diakonen? – Aber ich ging mit.

Das waren aber keine braven Mädchen. Die kamen aus den Slums, direkt hier, in Chicago. Wo sie wohnten, sah es finster und dreckig aus. Aber wisst ihr was? Jedes Mädchen aus dieser Klasse übergab Jesus ihr Herz. Alles in ihrem traurigen Leben kam in Ordnung. Und das allein, weil *ein* Mensch Leid trug um ihre Seelen!«

Es war ganz still im Raum. Alle hörten zu.

»Und ich kann euch sagen«, Moody schüttelte den Finger vor den Gesichtern, die ihm am nächsten saßen, »das hat mein Leben verändert. Was ist schon das Schuhverkaufen, wenn ich das Evangelium verkaufen konnte? Was hätte es gebracht, wenn ich tausend oder auch zehntausend Dollar verdiente, wenn ich stattdessen tausend oder gar zehntausend Seelen für Christus gewinnen könnte?«

Spontan klatschten die jungen Leute. Moody wartete, bis sich die begeisterte Menge wieder beruhigt hatte, und sagte dann: »Nun, die meisten merken schon an meinem Sprechen, dass ich wenig Ausbildung genossen habe.« Hier und da kicherte einer. »Aber das beweist gerade, dass Gott ganz gewöhnliche Leute für sein Werk gebrauchen kann – für das wichtigste Werk auf der ganzen Welt. Und darum erzähl ich euch jungen Leuten das heute Abend.«

»Wenn diese Welt für Christus erreicht werden soll, so geschieht das durch Männer und Frauen mit ganz durchschnittlichem Talent! Wie viele Thomas Edisons gibt es? Wie viele Alexander Graham Bells? Wie viele Charles Dickense? Ich sag euch die Wahrheit: Nicht viele! Aber es muss auch kein Edison, kein Bell, kein Dickens sein, um sich einer verlorenen Seele anzunehmen. Alles, was man braucht, ist Liebe zu den verlorenen Menschen und die Bereitschaft, sich in die Lücke zwischen Himmel und Erde zu stellen und die verlorenen Seelen einzuladen, die freie Gabe der göttlichen Errettung für alle Ewigkeit anzunehmen.«

Es war mucksmäuschenstill im Raum – so, als hielten alle den Atem an.

»Wir brauchen Lückenmänner und Lückenfrauen – wie diese Leute, die geholfen haben, euch heute Abend hier hineinzubringen, junge Menschen, die die Bibel am Chicagoer Bibelinstitut studieren, an einer Schule, die erst vier Jahre alt ist. Ihr braucht keine glänzenden Prediger zu werden, auch nicht in alle Welt zu reisen, wie ich es mache. Ihr braucht keine Pastoren in einer großen Kirche zu sein. Alles, was ihr braucht, ist die Bereitschaft, euer Leben Gott zu übergeben, damit er euch gebraucht, wie er es will. Jetzt neigt eure Köpfe. Ich will jetzt beten ...«

Es schien, als sei das Treffen nun zu Ende. Plötzlich erinnerte sich Casey daran, dass es besser wäre zu gehen, bevor Mr. Moody oder Paul ihn entdeckten. Als die Jungen und Mädchen um ihn herum die Köpfe neigten, stand er leise auf und schlüpfte aus der Tür und die Stufen hinauf zur Straße. Doch wäh-

rend er sich beeilte, das Seeufer zu erreichen, schien es, als klänge das Geräusch seiner Schritte wie das Echo von Mr. Moodys Worten ...

»Für das wichtigste Werk auf der ganzen Welt ... braucht es Lückenmänner und Lückenfrauen mit ganz durchschnittlichen Talenten, um in die Lücke zu treten ... Lückenmänner und Lückenfrauen ...«

Moody's Show

Die zweite Vorstellung war längst zu Ende, als Casey zum Zirkus zurückkam, und seine Mutter rannte vor ihrem kleinen Schlafquartier immer hin und her.

»Wo bist du gewesen, Casey Watkins?«, sagte seine Mutter ärgerlich, »ich bin fast gestorben vor Sorge!«

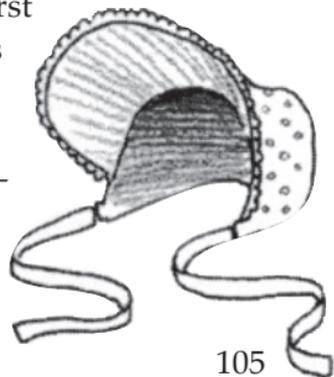
»Ich ... tut mir leid, Mama. Konnte nicht so rumhängen ... bin spazieren gegangen.«

»In der fremden Stadt? In dem riesigen Chicago? Da konnte ja sonst was passieren!«, sagte Doreen den Tränen nahe.

Wieder überfielen ihn Schuldgefühle. Die Letzte, die Casey traurig machen wollte, war seine Mutter ... aber es schien, als liefe einfach alles schief.

»Bin bloß bei einem Jugendtreffen gewesen, in dem Mr. Moody gepredigt hat – ganz zufällig bin ich da reingestolpert. Na, und ganz nebenbei, ich bin vierzehn, Mama«, sagte er zur Verteidigung, »ich kann für mich selbst aufpassen...«

Casey verschluckte die letzte Silbe. Das klang doch ziemlich blöd, nachdem er erst heute vom Trapez gefallen war. Es hatte keinen Zweck, sich zu streiten. Er ließ sein Gesicht zu einer Maske erstarren, warf sich auf seinen Strohsack und drehte sich zur Zeltwand um.



Am nächsten Morgen – es war Sonntag – stand er auf, als seine Mutter und Cara noch schliefen. Er hatte das Gefühl, es wäre besser, allein zu sein, um nachdenken zu können. So ging er zu Eph und half ihm wie immer. Gerade ging er kurz mit Queen Victoria, dem großen Elefanten, um das Zirkusgelände und hoffte, niemandem zu begegnen. Da sah er Mr. Moody draußen vor dem Hauptzelt, wie er sich mit Joe McCaddon unterhielt. Es war acht Uhr, und Moodys Gottesdienst fing nicht vor zehn Uhr an. Was machte der Prediger so früh schon hier?

»Was ist denn jetzt wieder los, Moody?«, sagte McCaddon und kaute auf der kalten Zigarre. »Oder kriegen Sie kalte Füße? Die Forepaugh-Show hatte gestern Abend fast ein volles Haus – das sind zehntausend Leute. Meinen Sie, Sie könnten das toppen? Ha, ha!«

»Der kann froh sein, wenn dreitausend kommen!«, lachte einer der Hilfsarbeiter, die in der Nähe standen. »Wer hat jemals gehört, dass man in einem Zirkuszelt einen Gottesdienst machen kann?«

»Dann hört ihr es jetzt!«, sagte Moody und lachte sie an. »Ich denke, ihr werdet doch wohl alle da sein. Oder? Aber Mr. McCaddon, jetzt bin ich hier, um Sie um einen kleinen Gefallen zu bitten. Wir brauchen Helfer, um die Zirkussachen aus dem Weg zu räumen und um eine einfache Plattform mitten in ... na, da, wo die Vorführungen stattfinden, aufzustellen!«

»He! Das war nicht abgemacht«, brummte Joe McCaddon. »Aber meinetwegen«, und dann rief er

laut: »Los, Tucker! Wilson! Sucht euch zehn Mann und helft dem Prediger hier, dass er seine Plattform kriegt!«

Casey trottete mit seinem Elefanten weiter; als er aber alle Aufgaben erfüllt hatte, lief er zum Schlafzelt zurück. »Wir gehen heute zur Kirche, Casey!«, sagte Cara und hüpfte vor Aufregung auf und ab. »Gleich hier im Zirkuszelt! Und ich krieg ein richtiges Kleid an!«

Casey blickte seine Mutter fragend an. »Du, Mama? Du bist sonst keine große Kirchgängerin.« Er erinnerte sich daran, dass sie zu Weihnachten und zu Ostern in die katholische Kirche gegangen waren, als er noch klein war. Aber da hatte er nie etwas verstanden, weil die Priester lateinisch redeten. Und natürlich gingen sie immer zu Onkel Johns Kirche in Philadelphia, was zu den »Abmachungen« gehörte. Das war aber nur wenige Monate. Cara – so schien es – war die Einzige, die Gefallen an der Sache hatte, und das nur deshalb, weil sie mit ihrer Cousine Elspeth zur Sonntagsschule ging.

»Egal«, sagte seine Mutter und setzte einen mittlerweile altmodisch gewordenen Hut auf ihr dichtes, rotes Haar und steckte eine Hutnadel hindurch. »Vielleicht sollte ich doch häufiger hingehen. Nebenbei, du sagtest, du hättest ›zufällig‹ gestern Abend diesen Mr. Moody predigen gehört. Nun bin ich an der Reihe. Er soll wohl ein sehr bekannter Prediger sein.«

Sie drehte sich in die Runde, um ihr neues, hübsches Sommerkleid vorzustellen, das ihr bis auf die Hacken reichte. »Wie seh ich aus?«

»Wunderbar!«, sagte Cara und hüpfte immer noch.

»Kommst du, Casey?«, fragte Doreen Watkins, als sie mit Cara das Zelt verlassen wollte.

Casey blickte finster drein. Eigentlich hätte er Mr. Moody gern wieder sprechen gehört. Das Jugendtreffen gestern Abend war doch ganz etwas anderes als die Gottesdienste bei Onkel John! Aber er fürchtete sich, Ansel über den Weg zu laufen oder den anderen Eugene-Brüdern ... oder auch anderen Leuten, die ihn für einen Feigling hielten, weil er gestern Abend nicht wieder mit den Eugene-Brüdern ans Trapez gegangen war.

»Nee, glaub nicht«, sagte er und tat, als ob er gähnen müsste. »Ich bin noch ganz schön müde.«

Aber eine Viertelstunde nachdem seine Mutter und Schwester gegangen waren, wurde ihm langweilig. Es war doch lächerlich! Er konnte doch nicht bis ans Lebensende hier im Schlafzelt bleiben. Er würde rausgehen und dem was kommt, die Stirn bieten! Immerhin hatte er Gründe, warum er mit der Trapeznummer aufhörte. Trotzdem tat er sein Bestes, niemanden anzusprechen, während er seinen Weg zwischen den Tierzelten, den Paradewagen und dem anderen Zirkuskram suchte.

So kam er auch an einer Reihe von Clowns vorbei, die ohne ihre Kostüme und ihr Make-up überlegten, ob sie zu Moodys Show gehen sollten oder nicht.

»Ich sag, wir sollten gehen«, meinte einer, dessen Künstlernamen »Cedric der Erwischte« lautete. »Bin lange nicht in der Kirche gewesen ... mögen wohl fünfzehn Jahre sein. Und jetzt ist die Kirche zu uns

gekommen, sozusagen uns in den Schoß gefallen! Jedenfalls wird's was zu lachen geben.«

»Junge, ja!«, stimmte ein anderer zu. »Vielleicht können wir was von Moodys Predigt klauen und in unsere Nummer einbauen!«

Diese Idee wurde mit großem Hallo begrüßt, und so schoben die Clowns gemeinsam ab in Richtung großes Zelt.

Casey wartete, bis er hörte, dass im Zelt gesungen wurde, dann schlüpfte er hinein. Sein Mund blieb offen stehen; kaum konnte er seinen Augen trauen. Nicht allein alle zehntausend regulären Sitzplätze waren besetzt, man hatte noch Reihen von extra Stühlen und anderen Sitzgelegenheiten mitten in der Manege aufgestellt, dazu in der Mitte eine riesige hölzerne Plattform – und alles war voller Leute. »Du liebe Zeit!« Casey schätzte, dass achtzehntausend Menschen im Zelt waren!

Der Dirigent war ein höchst vornehm aussehender Mensch mit weißem Schnurrbart und beeindruckenden Koteletten. Er ließ die Menschenmenge Lieder singen und sang auch einige Solos, wobei seine unglaubliche Stimme bis zu den letzten Sitzreihen des riesigen Zeltes drang. Dann kam ein großer Chor auf die Plattform und trug mehrere Lieder vor. Dazwischen standen einige Leute auf und gaben »Zeugnisse«, wie sie die selbst erlebten Geschichten nannten, die davon erzählten, wie Gott ihr Leben verändert hatte.

Casey schob sich etwas weiter an die Plattform heran, damit er besser hören konnte. Die Worte eines Liedes schienen sich immer zu wiederholen:

*Näher, mein Gott zu Dir,
Näher zu Dir!*

Dann kam ein anderer Text, der aber wieder in den Kehrreim endete:

*Näher, mein Gott zu Dir,
Näher zu Dir!*

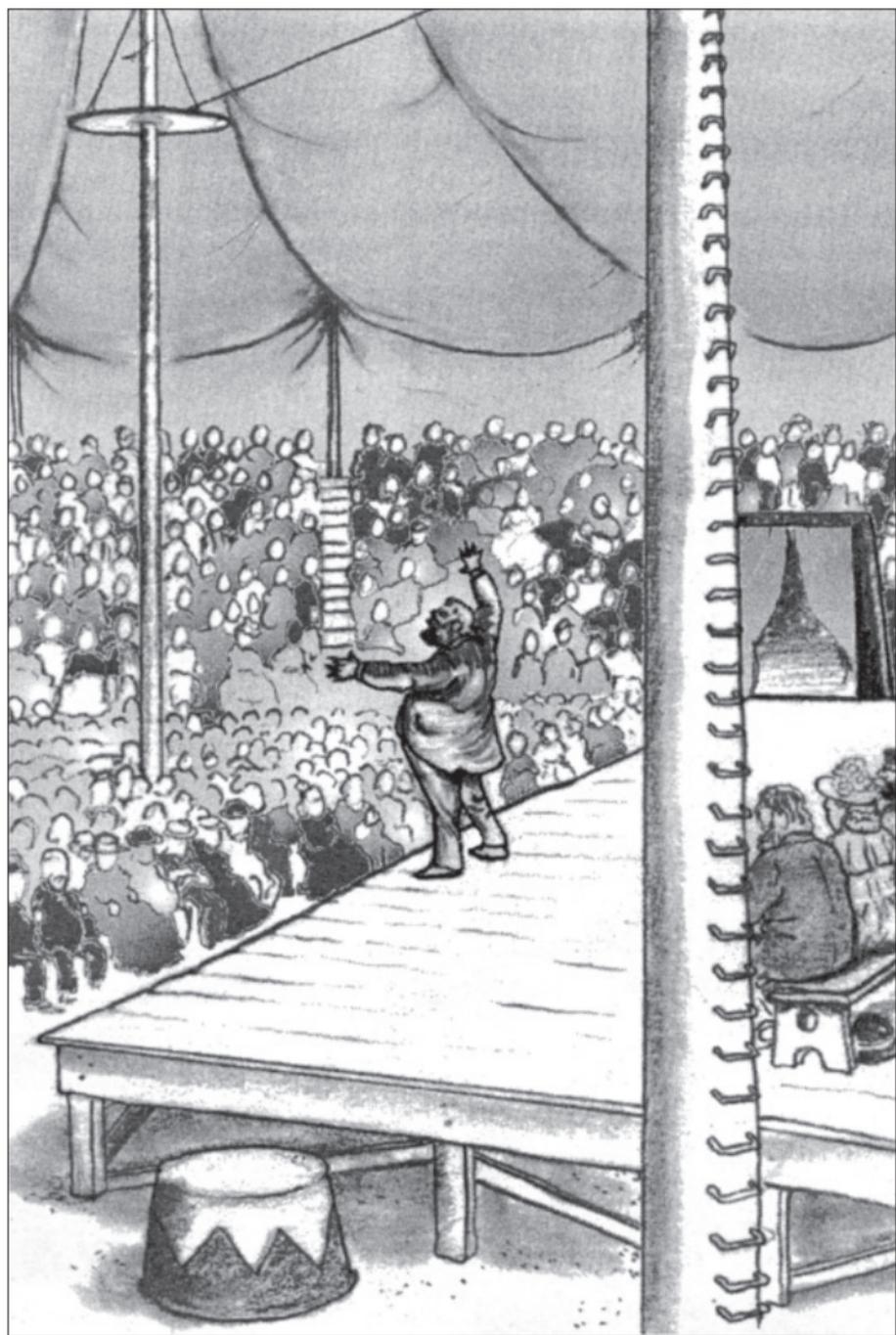
Als die Worte »Näher zu Dir!« noch in dem großen Zelt zu hängen schienen, stand Mr. Moody auf, um zu sprechen.

»Herzlichen Dank, Mr. Sankey, dass Sie uns in diesem wunderbaren Gottesdienst dirigiert haben«, sagte er mit kräftiger, klarer Stimme. »Ihr lieben Leute, ich möchte euch sagen, dass dieses Lied mir vor einem Jahr sehr bedeutungsvoll wurde. Mein Arzt hatte mir kurz vorher erzählt, ich sollte alles etwas bedächtiger angehen lassen, nicht so viel arbeiten und mir mehr Ruhe gönnen. Bald danach, als ich mit meinem ältesten Sohn Will von Versammlungen aus England und Irland zurückkam, gab es auf dem Ozeandampfer *Spree* ein Unglück.

Alle Passagiere verbrachten eine Reihe schrecklicher Nächte. Wir saßen alle im Schiffssalon und wussten nicht, ob das Schiff sank, bevor wir gerettet wurden. Wir trösteten uns mit dem Lesen der Bibel und sangen die wunderschönen Lieder, wie das eben beendete »Näher, mein Gott zu Dir, näher zu Dir ...!«

Wie Casey feststellte, hatte Moody die Aufmerksamkeit aller, sogar die der Clowns und der spottenden Hilfsarbeiter. Sie lehnten sich an die Zeltstangen und die Spannseile und hörten zu.

»Aber«, so fuhr Moody fort, »ich begriff, dass ich



dort, mitten auf dem Ozean, sehr wohl ertrinken konnte. Nun, ich fürchte mich vorm Sterben nicht; aber ich konnte bei dem Gedanken an die anderen verrückt werden, die noch nicht mit Gott ins Reine gekommen waren. Und ich merkte, welche Riesenarbeit noch zu tun war, die Gute Nachricht einer verlorenen Welt zu bringen. So sagte ich damals zu Gott, dass wenn es ihm gefallen sollte, uns sicher nach Hause zu bringen, ich keine Zeit mit Ausruhen verspielen wollte, sondern solange ich Kraft habe, alles tun würde, was er mir von mir verlangte.«

Moody blickte umher auf die unzähligen Leute rings um ihn her. »Na«, lachte er in sich hinein, »wenn ihr mich hier so stehen seht, glaube ich, dass ihr euch das Ende der Geschichte denken könnt.«

Beifälliges Lachen brach hier und da auf.

Jetzt erhob Moody die Stimme: »Ich glaube, Gott hat entschieden, diesen alten Kerl noch nicht nach Hause zu nehmen; und zwar deshalb, weil in diesem Zelt hier noch jemand ist, der nicht weiß, dass Gott ihn lieb hat!« Er schwenkte die Bibel in der Luft. »Hier in diesem Buch steht's ... aber einige von euch haben schon eine ganze Weile nicht mehr hineingeguckt.« Dann blätterte er ein wenig und las: »»Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab ... auf dass jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe – *nicht verloren gehe, meine Freunde!* – sondern ewiges Leben habe.«

Casey wunderte sich. Dieser Mr. Moody war ein toller Prediger, klar ... aber wieso kann er sagen, dass Gott alle Menschen liebt? Wenn Onkel John predigte, dann schimpfte er immer über die Schlechtigkeit der

Welt, und wenn die Menschen sich nicht besserten, würde Gott sie in die Hölle schmeißen. Ihm, Casey, kam es immer vor, als wenn Gott auf alle wütend war und nur nach einem passenden Grund suchte, die Leute bestrafen zu dürfen.

Aber Mr. Moody redete immer weiter davon, dass Gott die Welt so sehr geliebt hat, dass er seinen Sohn Jesus schickte, der die Strafe für die Sünden aller Menschen auf sich genommen hat.

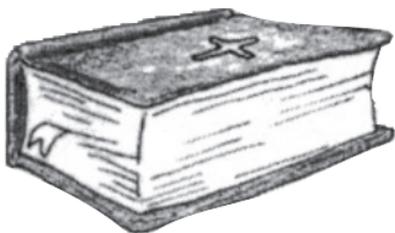
Casey gefiel das trotzdem nicht richtig. Er konnte es einfach nicht glauben. Wenn Gott ihn so lieb hatte, warum schien dann alles schiefzugehen ... wie gestern zum Beispiel?

Kein Platz für Drückeberger

Joe McCaddon war am Montagmorgen in allerübelster Stimmung. Nicht nur, dass Moodys »Show« das Zelt am Sonntagmorgen zum Bersten gefüllt hatte, nein, die beiden Zirkus-Vorführungen am Nachmittag und am Abend hatten dagegen nur ganz spärlichen Besuch.

»Wer hätte gedacht, dass ich es noch erleben muss, dass ein Prediger mehr Leute zusammenbringt als die Größte Show der Welt?«, hörte man ihn schimpfen. »Aber das ist das Elend heute. Die Leute werden zu fromm.«

Casey hätte es auch nicht geglaubt, wenn er es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Aber ausgerechnet jetzt hatte er mit großem Kummer zu kämpfen. Zwei Tage waren seit dem Unfall vergangen, und er hatte noch nicht mit Ansel gesprochen. Nicht, dass er es wirklich wollte; eigentlich tat er alles, um allen, außer seiner Mutter und Eph Thompson, aus dem Weg zu gehen. Doch andererseits wunderte er sich, warum Ansel ihn nicht mal besucht hatte. War er auf Casey böse, weil er die Vorführung am Samstag verdorben hatte? Offensichtlich! Sonst wäre er doch vorbeigekommen. Darüber wurde Casey ärgerlich. Er hatte Ansel für einen besseren Freund gehalten. Jetzt wusste er wenigstens die Wahrheit; die Eugene-Brüder hatten ihn nur ge-



braucht, um ihre Show mit einem neuen Trick zu würzen. Jetzt kümmerten sie sich um ihn nicht mehr, nicht einmal Ansel.

Während Eph die Zehennägel der Elefanten in Ordnung brachte, saß Casey auf einem umgekippten Wassereimer im Elefantenzelt und starrte trübsinnig auf den festgetretenen Boden. Er fühlte sich wie in einer Falle. Beim Zirkus wollte er nicht länger bleiben; aber er wollte Eph auch nicht im Stich lassen, doch die Spannung war nicht auszuhalten. Er konnte sich nicht vorstellen, noch weitere fünf Monate mit Leuten auf Tournee zu sein, die über ihn spotteten ... oder ihn links liegen ließen.

Aber die Saison würde bis Oktober dauern. Was würde aus seiner Mutter und seiner Schwester? Er konnte sie doch nicht einfach verlassen. Und wohin sollte er gehen? Was könnte er tun?

Caseys wilde Gedanken wurden unterbrochen, als Eph gegen einen zweiten Eimer trat, sich darauf setzte und ihn ansah. »Willste drüber reden?«, fragte er.

Casey zog die Schultern hoch.

»Haste dir selbst im Weg gestanden, als du springen solltest?«

»Was redst du da?«, brummte Casey.

»Warum ging's denn nicht?«, setzte Eph nach.

Casey fauchte ihn an: »Ganz einfach, oder? ... Ich kann's nicht!«

»Vorher hast du's aber gekonnt.«

»Na ja, das war beim Üben. Das ist ganz anders, wenn's klappen muss.« Caseys Mund zuckte unwillkürlich, als er an die panische Angst dachte, die er im

Ferris-Rad empfunden hatte ... und dann genauso auf der Plattform vor all den vielen Leuten.

»Ich denke, du solltest es noch mal versuchen«, sagte Eph.

Casey stand ärgerlich auf. »Na wunderbar! Aber was du denkst, zählt nicht allzu viel in dieser Firma, nicht, Eph?«

Im selben Augenblick, als er das sagte, wusste Casey, wie grausam das war. Eph litt noch immer daran, seine publikumswirksame Nummer an Addie Forepaugh verloren zu haben, und nun rieb Casey ihm das unter die Nase. Er wollte sich entschuldigen; aber der Elefantenführer hatte sich abrupt erhoben und war wieder an seine Arbeit mit den Fußnägeln gegangen.

Jetzt fühlte sich Casey noch schlechter. Er ging hinaus, immer weiter, egal wohin.

Es war Mittag, und die schwüle Hitze wurde nur wenig durch die Seebrise gemildert. Chicagos Straßen waren voller geschäftiger Leute. Da waren Verkäufer, Schaulustige, feine Kutschen mit rassigen Pferden und schwere Gäule, die voll beladene Rollwagen zogen. Während er das Ganze eine Weile betrachtete, entdeckte er einen bekannten Wagen – den Wagen vom Bibelinstitut, den Moody gelenkt hatte, als die Zirkusparade vorbeikam. Plötzlich fühlte Casey den Drang, mit dem dicken Mann zu sprechen. Er schien sehr freundlich zu sein und würde bestimmt auch einen Jungen nicht wegschicken. Er hatte auch nichts mit dem Zirkus zu tun, außer dass er das Zelt geliehen hatte. Und außerdem hatte es Casey gefallen, wie er mit den Jungen und Mädchen

bei dem Jugendtreffen gesprochen hatte. Da hatte er besonders hervorgehoben, dass Gott Leute mit »ganz durchschnittlichen Talenten« für ganz große Dinge gebrauchen wollte.

Casey war es nun sehr bewusst, dass er zu dieser Sorte gehörte. Casey Watkins, ein ganz durchschnittliches Talent. Aber vielleicht hatte Mr. Moody eine Idee, was er machen könnte, wenn er den Zirkus verließ. Er sagte doch, wie nötig »Lückenmänner« und »Lückenfrauen« seien ... Was das wohl war? Vielleicht was für Casey?

Aufgeregt rannte er über die Straße zu dem Wagen. In einer Nebenstraße fand gerade ein Straßengottesdienst statt. Zwei junge Männer und eine Frau sangen ein geistliches Lied, während vier oder fünf Passanten daneben standen und zuhörten. Aber Mr. Moody war nicht dabei.

Einige Arbeiter kamen vorbei und hänselten die kleine Gruppe, indem sie hässliche Bemerkungen machten. Hätten sie das beim Zirkus gemacht, wäre in zwei Sekunden eine Keilerei im Gange, das wusste Casey. Aber der Student von dem Bibelinstitut rief den Männern nur zu: »Hört doch einen Augenblick zu. Wir haben für euch eine gute Botschaft.« Als die Spötter loslachten und sich zum Gehen wandten, kam einer der jungen Männer hinter ihnen her und sagte: »Nehmt wenigstens dieses Johannesevangelium und lest darin, tschüss, es kostet nichts.«

Als der junge Mann zurückkam, sprach Casey ihn an: »Ist Mr. Moody hier?«

»Nein«, gab der zur Antwort, »er hält irgendwo in der Stadt Versammlungen ab.«

Casey war sichtlich enttäuscht. »Weißt du denn, wann er wieder in diesen Stadtteil kommt?«

»Klar, auf jeden Fall heute Abend. Er fährt mit dem Wagen herum und hält Straßenversammlungen ab. Dann kannst du versuchen, ob du ihn findest. Aber ...« Der junge Mann zögerte. »Ich wäre an deiner Stelle vorsichtig. Es kann hier ziemlich gefährlich werden, sobald es dunkel ist.«

* * *

Casey verließ den Zirkus gleich nach der Pause in der Abendvorstellung und beeilte sich, in die Stadt zu kommen. »Mindestens McCaddons Laune ist wieder besser«, dachte er. »Montags waren wieder viele unterwegs und hatten in beiden Vorstellungen das Zelt gut gefüllt. Vielleicht war das am Sonntag ein verrückter Zufall.«

Es war schon spät, fast zehn Uhr. Aber die Straßen waren noch voller Betrieb, wenn sich auch das Publikum geändert hatte. Die schmucken Kutschpferde trabten immer noch über das Pflaster; aber auf den Gehsteigen sah er mehr gewöhnliche Leute, die umherliefen, um sich von der Hitze des Tages zu erholen. Als er aus dem Stadtzentrum mit seinen Geschäften und Bürogebäuden hinausging, sah er immer mehr Betrunkene, die in den Toreinfahrten herumlungerten, und Damen mit bemalten Gesichtern, die fremde Männer ansprachen.

Er ging schnell und dachte an das, was der junge Mann gesagt hatte. Nachdem er manche Straße vergeblich entlanggegangen war, meinte er schon, er würde den Wagen vom Bibelinstitut heute wohl

nicht finden. Doch da sah er ihn. Noch vor der nächsten Kreuzung stand er, und er konnte Mr. Moodys Stimme hören und seine unverkennbare Gestalt oben auf dem bekannten Wagen sitzen sehen. Eine ziemlich laute Menge hatte sich vor einer bekannten Kneipe versammelt, um den berühmten Prediger zu hören.

Als sich Casey zwischen die Menge drängte, sah er, wie einige der Hilfsarbeiter des Zirkus ein wenig abseits standen und grinsten und sich gegenseitig anstießen. »Was machen die hier?«, fragte er sich. Ihm war nicht ganz wohl dabei.

Mr. Moody sprach zu den wenigen auf dem Bürgersteig mit der gleichen Wärme und Begeisterung und mit dem gleichen Humor wie gestern zu der Riesenmenge im Zirkuszelt. Doch während er zuhörte, bemerkte er etwas Sonderbares. Der Wagen begann zu schaukeln ... erst nur ein wenig, sodass man es kaum merken konnte, außer Mr. Moody, der die Beine breit machte, um das Gleichgewicht zu halten. Dann schaukelte der Wagen immer mehr; aber Mr. Moody hielt sich an einem eisernen Griff fest und predigte weiter.

Die Zirkusarbeiter lachten jetzt lauthals los. Misstrauisch beugte sich Casey nach unten und blickte unter den Wagen. Da lag ein riesiger Kerl und schaukelte den Wagen mit seinen Beinen. Jetzt wurde das Schaukeln so schlimm, dass der Wagen umzukippen drohte, und die gewöhnlich friedlichen Pferde begannen ängstlich zu schnauben. Mr. Moody schwang sich mit einem Stöhnen von seinem Sitz, während einige Zuhörer – ärgerlich, weil man so mit einem

»Geistlichen« umging – den Spaßmacher unter dem Wagen hervorholten.

Caseys Augen wurden immer größer. Es war Tucker, der Riesenkerl vom Zirkus!

»Sucht einen Polizisten!«, rief jemand aus der Menge. »Der gehört hinter Schloss und Riegel!«

»Klar! Zwölf Stunden im Knast werden ihm wohl Benehmen beibringen.«

»Klar!«, rief jetzt auch Casey. »Sperrt ihn ein!« Nichts konnte ihm besser gefallen, als Tucker aus dem Verkehr zu ziehen, auch wegen seiner Mutter. Er bemerkte, dass sich Tuckers »Freunde« verdrückten, als man ihn erwischte hatte.

»Nun, nun«, sagte Mr. Moody und versuchte, die Menge zu beruhigen. »Wir brauchen keinen Polizisten.« Er blickte Tucker in die Augen. »Na, Sie wollten wohl einen kleinen Spaß machen, mein Herr?«, sagte Moody freundlich. »Dafür müssen Sie mir aber fünfzehn Minuten Ihrer Zeit schenken, damit Sie mir bis zum Ende zuhören können.«

Der Spott in Tuckers Gesicht wurde immer deutlicher, als er seine Arme von denen losreißen wollte, die ihn festhielten. »Wieso käm ich dazu?«, fragte er verächtlich.

»Lasst ihn laufen, gute Freunde«, sagte Mr. Moody zu seinen bereitwilligen Helfern, die die buligen Arme nur ungern losließen. »Gott wendet niemals Gewalt an ... obwohl dieser Mensch ein Dummkopf wäre, würde er nicht hören wollen, was ich ihm zu sagen habe.«

»Dummkopf? Was soll das heißen?«, grölte Tucker und versuchte wieder überlegen zu wirken.

»Kann ich Ihnen nicht sagen, wenn Sie nicht zuhören«, sagte Mr. Moody.

Tucker blickte sich um und begriff, dass seine »Kameraden« verschwunden waren. »Na gut«, sagte er mit einem Achselzucken, »kann vielleicht nichts schaden, ein bisschen zuzuhören.«

Mr. Moody begann eine Geschichte zu erzählen von einem klugen Mann, der das Fundament seines Hauses in einen Felsen senkte. »Dieser Mensch hatte einen Freund«, sagte Moody, »der war ein Dummkopf. Er baute auch ein Haus. Aber in den Felsen zu graben, schien ihm eine zu schwere Arbeit zu sein, so baute er sein Haus schnell in den Sand. Dann lehnte sich der Schlaumeier zurück, legte die Füße hoch und lachte seinen Freund aus, der immer noch dabei war, sein Haus auf dem Felsen zu bauen.« Die Leute auf dem Bürgersteig wurden leise, als Moody mit seiner Geschichte fortfuhr: »Kaum aber waren beide Häuser fertig«, sagte er, »so kam ein großer Sturm. Wilde Winde tobten, der Regen schoss in Strömen herab, die Flüsse schwollen an ... und das Haus des Mannes, der so dumm war, auf den Sand zu bauen, brach wie ein Kartenhaus zusammen. Das Haus des Klugen aber blieb heil, weil es auf den Felsen gebaut war.«

Casey hatte sich beim Zuhören geärgert. Was sollte die Geschichte?

»Sie, mein Herr«, sagte Moody und drohte mit dem Finger, »Sie sind der Dummkopf, weil Sie Ihr Leben auf etwas gründen, was nichts bedeutet. Eines Tages werden die Stürme des Lebens kommen, und alles, was Sie aufgebaut haben, wird zu nichts wer-



den. Selbst Ihre sogenannten Freunde werden verschwinden, wie Ihre Kumpane heute Abend. Aber«, sagte er und legte Tucker die Hand auf dessen Schulter, »es ist noch nicht zu spät für ein besseres Fundament. Ich rede von dem Fundament, das Jesus Christus ist. Er ist der einzige Grundstein, auf den sich zu bauen lohnt.«

Moody redete noch weiter auf den Mann ein, als stände niemand sonst da, der zuschaute. Schließlich kniete zu Caseys großem Erstaunen der Mensch direkt auf dem Bürgersteig nieder, und die beiden beteten zusammen! Tuckers Schultern bebten, er weinte leise, als Moody für seine Seele bat. »Junge!«, dachte Casey, »Tucker kann aber gut schauspielern!«

Als sie wieder aufgestanden waren, schüttelten sich beide Männer kräftig die Hände, und Tucker ging fort, in die Nacht hinein. Das überhebliche Gehebe war aus seinem Gang verschwunden.

Als die Menge auseinandergegangen war, sprach Moody noch einige Worte mit seinen Bibelschülern, die dann die Zügel in die Hand nahmen und den Wagen wegbrachten. Moody wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, zog seinen Mantel aus und ging zu Fuß heim.

Sofort rannte Casey hinter ihm her. Das war seine Chance, mit Moody zu sprechen! Als er neben ihm war, platzte er heraus: »Mr. Moody! Vielleicht können Sie sich nicht an mich erinnern, aber ...«

Mr. Moody blieb sofort stehen und betrachtete Caseys Gesicht unter einer Straßenlaterne. Er musste lächeln. »Natürlich kenne ich dich! Du bist der Junge vom Zirkus! Tut mir leid, dass du runtergefallen bist.

Bin aber froh, dass du nicht schlimm verletzt wurdest.«

Casey wurde rot. Dann hatte Moody ihn also fallen gesehen. Egal, war vielleicht genauso gut. Dann konnte der Prediger wenigstens verstehen, dass er vom Zirkusbetrieb jetzt ausgeschlossen war.

»Nun, ich wollt nur sagen, dass ich auch zu Ihrer Show am Sonntagmorgen gekommen bin, und ...«

»Das rechne ich dir hoch an«, lobte Moody und setzte seinen Weg fort. »Ich mag junge Leute, die ihr Versprechen halten.«

»Ja, ja, mein Herr, ... ich war auch zufällig bei dem Jugendtreffen, bei dem Sie am Samstagabend gesprochen haben«, sagte Casey schnell hinterher. »Sie sprachen von jungen Leuten, die Lückenmänner und Lückenfrauen in Ihrer Arbeit werden können. Und ... da hätte ich gern gewusst, was jemand machen muss, wenn er einer von Ihren Lückenmännern werden will.«

»Hmm«, sagte Moody und wischte sich wieder sein Gesicht mit dem Taschentuch. Die Juninacht war warm und schwül. »Bist du gläubig, Junge?«

»Na, sicher doch ... ich denke, ich meine. Ich meine, ich wäre es gern«, stotterte Casey. Er wusste einfach nicht die richtige Antwort auf eine solche Frage.

»Hmm«, sagte Moody nachdenklich. »Wie sieht es mit deinen Brüdern aus? Du hast doch eine Familie im Zirkus, oder?«

Casey wich der Frage aus, indem er nur einen Teil der Wahrheit erzählte. »Die Eugene-Brüder sind nicht meine wirklichen Brüder – das ist nur für die

Show, klar?« Er zeigte auf sein Haar, wo schon kleine rote Haarwurzeln unter der schwarzen Farbe zum Vorschein kamen. »Und ... na ja, neulich hab ich gedacht, das Zirkusleben ist doch nicht das Richtige für mich. Ich habe die Bibelschüler beobachtet, die ihnen bei den Freiversammlungen helfen und mit dem Bibelwagen und all dem ... Ich glaube, das würde mir auch gefallen.«

Na! Jetzt war es raus! Würde Mr. Moody ihm eine Chance geben? Es war seine einzige Hoffnung, vom Zirkus loszukommen.

»Hmm«, sagte der Prediger wieder. Fast bis zur nächsten Querstraße gingen die beiden schweigend nebeneinander her. Dann blieb Moody stehen und blickte Casey im matten Licht einer Straßenlaterne an. »Nur eine Frage ... Warst du seither schon wieder am Trapez?«

Casey ließ den Kopf hängen und schüttelte ihn ein wenig.

»Nun versteh ich. Hör zu, mein Junge. Für Drückeberger ist bei meinen Lückenmännern kein Platz. Das Christenleben ist harte Arbeit! Du musst zur Schule gehen, du musst ausgebildet werden. Das ist alles nicht so einfach. Da mögen dich die Leute auslachen oder dir das Leben schwer machen. Denk dran, was heute Abend passierte. Man kann nicht einfach aus einer Gruppe ausbrechen und fortlaufen, wenn es schwierig wird.« Moody legte wie ein Vater die Hand auf Caseys Schulter. »Hör zu, dies ist mein Rat ... Du gehst zurück zu deiner Strickleiter und übst den Kram am fliegenden Trapez. Danach können wir darüber reden, wie man einer meiner Lückenmänner wird.«

Caseys Enttäuschung entlud sich in Zorn. Was verstand Mr. Moody von der panischen Angst, die ihn da oben auf der Plattform überfallen hatte? Casey würde ihn gern mal da oben stehen sehen, ob er da wohl nach seinem eigenen Ratschlag handeln würde?

So in seinen eigenen Gedanken versunken, hatte Casey nicht die Gestalten bemerkt, die aus einer dunklen Allee traten und den Bürgersteig versperrten. Moody hielt kurz vor ihnen an. Jetzt blickte Casey auf und erstarrte vor Schreck. Eine Bande von fünf erwachsenen Rowdys stand ihnen im Weg. Jedem hing eine Zigarette aus dem Mund, ihre Augen waren zusammengekniffen und auf ihren Gesichtern lag ein höhnisches Grinsen.

Einen Augenblick sagte keiner etwas. Dann ging Mr. Moody direkt auf den zu, der ihm der Anführer zu sein schien, und hielt ihm seinen Mantel hin. »Wären Sie so gut, junger Mann, und würden mir in den Mantel helfen?« Dann wandte er sich an einen anderen und hielt ihm seine Bibel hin. »Und Sie, mein Herr, sind Sie bitte so gut und halten so lange meine Bibel?«

Ganz verdattert merkten die beiden, dass sie mit Mr. Moodys Mantel und mit seiner Bibel dastanden. Währenddessen führte er das Gespräch weiter über das unangenehme, schwüle Wetter selbst noch zu so später Stunde. Dann drehte sich der ergraute Prediger um und schlüpfte mit beiden Armen gleichzeitig in seinen Mantel. Nun nahm er seine Bibel und verbeugte sich artig vor den verblüfften jungen Leuten. »Vielen Dank, meine Herren. Ich hoffe, jemand

wird Ihnen auch so freundlich begegnen, wenn Sie älter sind.«

Dann drehte er sich zu Casey um und sagte: »Komm jetzt, mein Junge.«

Noch ganz erstaunt trat die kleine Bande auseinander und ließ Moody und Casey vorbei.

Kurze Zeit später, als Casey sah, wie Mr. Moody auf eine Straßenbahn sprang und ihm freundlich ein »Lebewohl!« zuwinkte, war sein Zorn verflogen. Das war das Mutigste, was er je erlebt hatte, dachte er bei sich. Das Erstaunlichste aber war, dass er diese Haulunken wirklich mit Respekt behandelt hatte, als wären sie richtige menschliche Wesen.

Genauso hatte er vorher auch diesen abscheulichen Tucker behandelt.

Verloren ...

Casey wälzte sich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere. Schließlich gab er den Versuch zu schlafen auf und war schon bald bei seiner schweren Arbeit. Er schaufelte schmutziges Stroh und den Elefantenmist aus dem Gehege, bis endlich Eph Thompson auf der Bildfläche erschien.

»Eph?«, sagte Casey schnell und wischte sich die schmutzigen Hände an einem Lappen ab. »Ich muss mit dir reden.«

»Na so was!«, sagte Eph kurz. »Und das, obwohl meine Meinung nichts bedeutet, wie du sagtest!«

Casey nickte schmerzlich. »Mir ... mir tut es wirklich leid, Eph. Ich war so ärgerlich, darum hab ich den Quatsch gesagt, ich mein das nicht so. Dabei bist du mein einziger wirklicher Freund. Und ich muss unbedingt jetzt mit dir reden.«

»So«, knurrte Eph und steckte sich einen Strohhalm in den Mund, an dem er, immer noch sehr misstrauisch, kaute. »Na, dann schieß los!«

Casey grinste. Eph war ein Goldstück! »Nun«, begann er nervös, »was du gestern gesagt hast vom

Wieder-aufs-Trapez-gehen ... Ich hab drüber nachgedacht ... du hast recht. Ich sollte es wenigstens versuchen. Das Problem ist: Die Eugene-Brüder sind wirklich böse auf mich – nicht einmal Ansel hat auch nur ein Wort mit mir ge-



sprochen, seit ich runtergefallen bin. Und Pierre hab ich vor den Kopf gestoßen, als er mir letzten Samstag eine Chance geben wollte.«

Eph hob die Augenbrauen.

»Ja, ja, ich weiß«, sagte Casey, »warum sollten sie mir eine zweite Chance geben?«

»Da hast du recht«, sagte Eph. »Ehrlich, Casey Watkins, du hast dich benommen wie ein verwundetes Stinktier, das seinen Gestank auf alle entlädt, die ihm in die Quere kommen. Nach allem, was recht ist, hast du keine neue Chance *verdient*. Aber«, fügte er hinzu und nahm den Strohalm aus dem Mund und warf ihn Casey zu, »willst du meinen Rat? Es gibt nur einen Weg, um es genau zu wissen. Du mußt deinen Stolz runterschlucken und sie fragen. Verlieren kannst du sowieso nichts mehr.«

* * *

»Eph hat recht«, entschied sich Casey. Wenn die Eugene-Brüder ihm immer noch böse waren ... wenn sie »Nein« sagten ... was dann? Es würde sich gegenüber dem, wie's jetzt ist, nichts ändern.

Aber wenn sie »Ja« sagten ...

Die winzige Hoffnung hielt seine Knie nicht davon ab zu zittern, als er in die Manege trat und hinauf sah, wo die drei Eugene-Brüder ihr Aufwärmtraining machten. Ansel blickte als Erster auf ihn hinab und starrte ihn an, dann blickte er schnell zu Pierre und Raoul hinüber, als wollte er von ihnen einen Rat, was er tun sollte.

»Was willst du, Watkins?«, rief Pierre kühl hinab.

»Ich ... ich möchte wieder trainieren.« Casey hatte

einen Kloß im Hals, als er das sagte. »Ich weiß, ich habe die Nummer letzten Samstag verdorben ... Ich weiß auch, dass ihr böse auf mich deshalb seid ... ich weiß, dass ich keine weitere Chance verdient habe, und ihr habt alles Recht, mich ...«

»Halt die Klappe und gib uns die Chance runterzukommen, Watkins!«, sagte Pierre.

Als sie in einer Manegenecke saßen, fuhr Pierre fort: »Damit die Sache klar ist. Dein Problem war nicht das Fallen. Das kann jedem passieren. Dein Problem war, dass du gekniffen hast. Natürlich waren wir wütend. Weißt du, warum? Weil du es kannst. Ich hätte dich nicht mit nach oben genommen, wenn ich nicht gewusst hätte, dass du es schaffst. Aber du bist weggelaufen, nur weil du das erste Mal runtergefallen bist.«

»A...aber...«, stammelte Casey. Sie verstanden es einfach nicht! Es war doch nicht nur ein kleiner Fehler, den man mit ein wenig mehr Übung beheben konnte. Er war da vor Angst einfach festgefroren! So holte er tief Luft, um zu versuchen, ihnen etwas von der panischen Angst zu sagen, die er schon im Riesenrad spürte, als es stehen blieb ... und dieselbe Angst hatte ihn gepackt, als er auf die Plattform stieg.

Raoul sagte ärgerlich: »Angst vergeht beim Üben, Watkins. Fliegen lernen bedeutet, der Angst ins Auge zu sehen. Nicht nur beim ersten Mal, sondern immer und immer wieder.«

Aber Pierre blickte besorgt, als er sich zu seinem Bruder umwandte. »An der Panik, die den Jungen überfiel ... hab ich teilweise selbst Schuld. Wir haben die Nummer eingeübt, aber nie haben wir den Jun-

gen mit nach oben genommen, wenn das Zelt voller Leute war.« Pierre stand auf, ging ganz schnell hin und her und fuhr sich mit der Hand durch sein dunkles Haar. »Ja, ... das müssen wir machen. Wir müssen den Jungen an die Leute gewöhnen, und zwar vor dem Doppelpass.«

Verwirrt blickte Casey von Raoul auf Ansel und Pierre. »Ihr meint ...?«

Pierre grunzte. »Ja, du kannst wieder mitmachen ... aber wir werden nicht mit dem Doppelpass beginnen. Eigentlich passt es in der Zwei-Uhr-Vorstellung so gut wie zu jeder anderen Gelegenheit, um mit etwas Einfachem zu beginnen.«

»Heute?«, schluckte Casey.

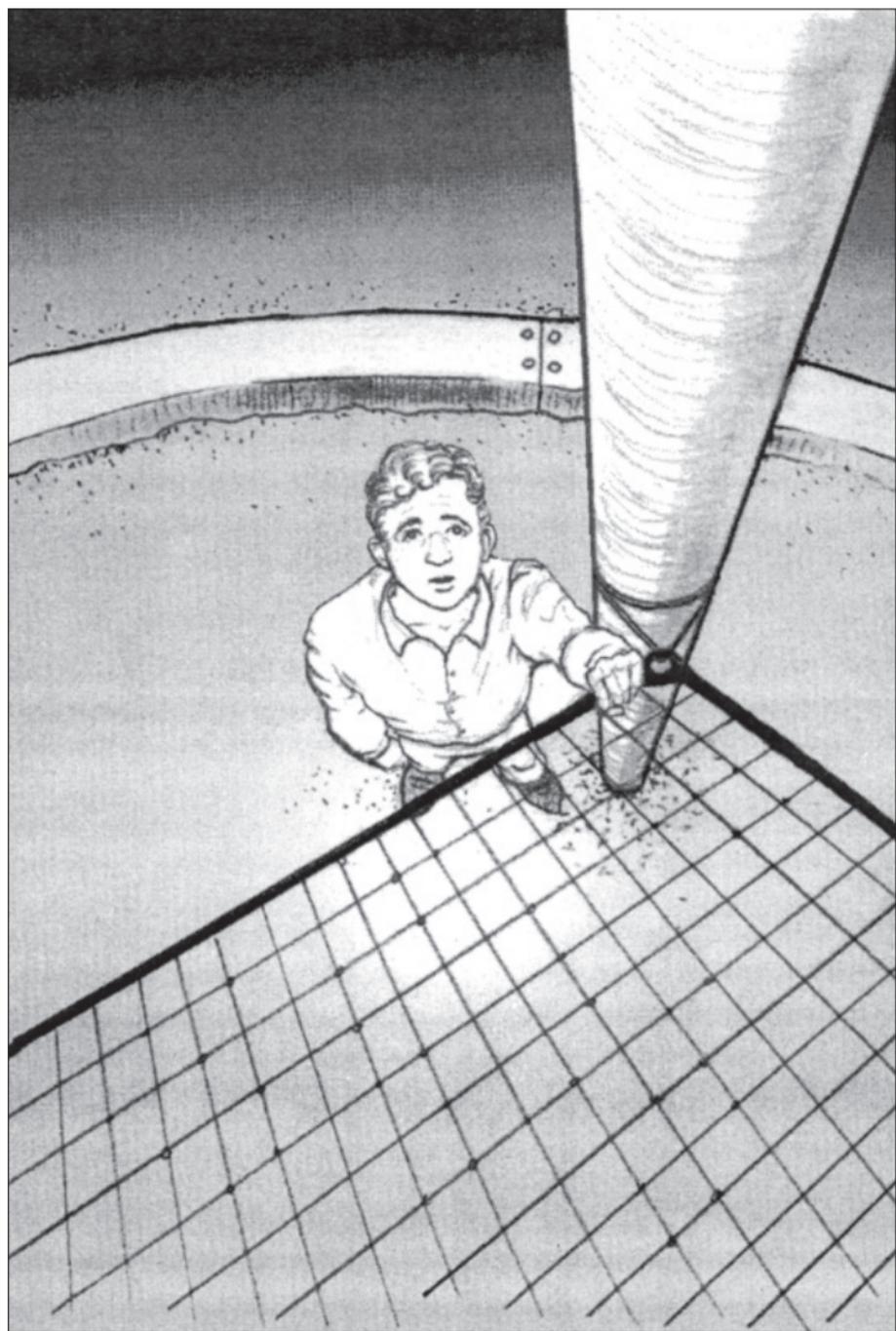
»Was wird McCaddon sagen?«, fragte Raoul seinen Bruder.

»Pa!«, meinte Pierre. »Wir machen es einfach. Um McCaddon grämen wir uns später.«

Ansels ängstliches Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. »Aber wenn wir wieder die ›Eugene-Zwillinge‹ sein sollen«, dabei zeigte er auf Casey, »braucht sein Haar wieder ein bisschen Farbe!«

* * *

Der Plan war einfach. Die Eugene-Brüder-Nummer würde so ablaufen wie immer, nur Casey sollte auf der Plattform stehen und Zeit haben, sich an die Höhe und an die Zuschauer zu gewöhnen. Nur am Ende der Vorführung sollte er das Flugtrapez ergreifen, die Beine drüberwerfen und kopfüber schwingen und sich mit einem einfachen Salto ins Netz fallen lassen.



Casey sagte niemandem etwas davon – nicht einmal seiner Mutter –, dass er wieder zu üben begonnen hatte. Ein wenig ärgerte ihn die einfache Sache ... eigentlich was »für Babys«. Als er aber Ansel und Raoul während der Nachmittagsvorstellung auf die Plattform folgte und die gaffende Menge unten sah, drohte ihn die gleiche Panik zu überwältigen. Was wäre, wenn er wieder wie angefroren dastand und nicht einmal die »Babyübung« fertigbrachte? Wenn er sich wieder so schrecklich blamierte?

»Ganz locker, Casey!«, sagte Raoul. »Es ist noch genügend Zeit, und du kannst es.«

Als die Nummer der Eugene-Brüder fast beendet war, fühlte er sich ein wenig besser. Ansel ließ sich als Erster ins Netz fallen, wobei er unterwegs einen Doppelsalto machte. Dann schwang sich Casey aufs Trapez ... und mit einem einfachen Salto ins Netz, genauso, wie es abgemacht war. Raoul und Pierre folgten und machten unterwegs einige tolle Drehungen.

Als die vier »Brüder« aus dem Ring liefen, war Casey beinah schwindlig vor Freude und Erleichterung. Er hatte nicht viel vollbracht; aber immerhin war er wieder oben gewesen. Dann sah er, dass Tucker vom Artisteneingang aus zugesehen hatte. Der Junge machte sich auf eine sarkastische Bemerkung über die »Babyübung« gefasst. Er konnte es nicht fassen, dass der grobschlächtige Mensch nur sagte: »Gut gemacht, Watkins!«

* * *

McCaddon schimpfte, es sei blöd, Casey wieder

aufs Trapez zu bringen; aber irgendwie überzeugte Pierre den Zirkusdirektor, dass es niemandem schaden könnte, dem Jungen eine leichte Aufgabe zu geben. Pierre beließ es auch dabei. Drei Tage lang – Dienstag, Mittwoch und Donnerstag – machte Casey bei jeder Vorstellung nichts als die »Babyübung«. Trotzdem musste er jedes Mal, wenn er hinaufstieg, gegen die große Angst ankämpfen.

Doch zwischen den Vorstellungen übte Pierre mit Casey das »Loslassen«, wobei Casey auf Pierres ausgestreckte Hände zuflog, aber ohne den Doppelpass. In den Freitags- und Samstagsvorstellungen baute Pierre Caseys Flugübung in ihre Vorstellung ein, und zwischen den Vorstellungen übten sie den Doppelpass.

»Das gefällt mir gar nicht, Casey«, sagte Doreen Watkins missgestimmt. »Der Doppelpass scheint mir zu gefährlich. Ins Netz fallen ist eine Sache ... aber was ist, wenn du mit Ansel in der Luft zusammenstößt?«

Casey konnte seine Mutter nicht beruhigen; sein Magen krampfte sich ja selbst jedes Mal zusammen, wenn er die Nummer übte. »Aber ich kann jetzt nicht aufhören, Mama«, bettelte er. »Selbst Mr. Moody hat mir gesagt, ich sollte aufs Trapez zurückkehren. Ich weiß ja selbst nicht einmal, ob es dazu kommt. Morgen ist unser letzter Tag in Chicago. Pierre kann es auch ausfallen lassen.«

Das stimmte. Pierre hatte nichts davon gesagt, den Doppelpass vor dem Abschied aus Chicago vorzuführen. Noch in der letzten Samstagsvorstellung ließ er Ansel und Casey eine andere Übung vormachen.

Es war spät, als Casey zurück zum Schlafzelt der Watkins' ging. Die eine Hälfte in ihm wünschte sich die Chance, den Fehler wiedergutzumachen, indem er den Doppelpass machte, bevor er Chicago verließ, und die andere hoffte, Pierre würde das Ganze vergessen. Es war ja alles in Ordnung jetzt. Er hatte sich an die Zuschauer gewöhnt und nur einmal beim Üben Pierres Griff verpasst. Das Beste war wohl, alles bliebe, wie es ist.

In diesem Augenblick hörte er Tuckers polternde Stimme und sah den mächtigen Kerl draußen vor dem Schlafzelt stehen, wie er mit seiner Mutter sprach. Adrenalin schoss in ihm hoch. Wenn dieser grobe Kerl seiner Mutter wieder zu nahe trat, würde er ...

Inzwischen hatte Casey seine Mutter erreicht, und Tucker verschwand im Dunkeln. »Na, das war ja seltsam«, murmelte Doreen Watkins.

»Was, Mama?«, wollte Casey wissen. »Hat der Kerl dich wieder belästigt?«

»Nein, ... eigentlich kam er, um sich für sein Benehmen zu entschuldigen. Er sagte, ich sei wirklich eine Lady, und er würde mich von jetzt an in Ruhe lassen. Als ich meine Verwunderung wegen seiner Sinnesänderung zeigte, sagte er etwas von Beten mit diesem Mr. Moody.«

Caseys Augen wurden immer größer. Doch erinnerte er sich daran, dass Tucker auf dem Bürgersteig bei dem Wagen vom Bibelinstitut gekniet hatte. Damals hatte er gedacht, der große Lummel zöge eine tolle Show ab! Konnte Gott einen wie Tucker verändern?

* * *

Tuckers Entschuldigung machte auf Doreen Watkins einen seltsamen Eindruck. Vor einer Woche war sie in der »Moody-Show« im großen Zirkuszelt aus reiner Neugier gewesen; diesen Sonntag stellte Casey fest, dass seine Mutter es kaum erwarten konnte, den Mann predigen zu hören.

Casey war genauso gespannt. So schnell er konnte, erledigte er seine Pflichten im Elefantenquartier, wechselte die stinkenden Klamotten und kämmte seine gefärbten Haare. Während sie drei Sitze nebeneinander zu finden hofften, war Doreen ein wenig ängstlich wegen der Tausende von Leuten, die das Zelt füllten. »Pass mit auf, dass wir Cara nicht verlieren«, sagte sie zu Casey. »Wir sollten schön zusammen bleiben.«

Die erste Stunde von Moodys Show verging so wie letzte Woche. Da wurde kräftig gesungen – wieder unter Anleitung von Mr. Sankey, der mit seiner volltönenden Stimme auch etliche Solos sang. Auch gab es »Wunschlieder«, Chorgesänge und »Zeugnisse«.

Und dann stand Mr. Moody auf und predigte. »Mein Text für heute«, dröhnte es von der Plattform mitten im Zelt, »lautet: ›Der Sohn des Menschen ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist.‹ Die Frage ist, meine Freunde: Wer ist verloren? Einige meinen, sie seien errettet, weil sie in die Kirche gehen. Aber ich will euch was sagen: Selbst der Teufel geht zur Kirche. ... Andere meinen, sie seien errettet, weil sie versuchen, ehrlich zu sein. Ist das schon die Errettung? Nein. All unsere eigene Gerechtigkeit ist nichts als ein Haufen schmutziger

Lumpen ... Wieder andere halten sich für errettet, weil sie immer Gebete aufsagen. Aber ich sage euch: Gebete hersagen ist etwas anderes, als von Neuem geboren zu sein ...«

Casey war irritiert. Sicher konnten Leute, die zur Kirche gingen oder nach den Zehn Geboten lebten oder Gebete sprachen, »verloren« sein; aber Mr. Moody sagte, dass *alle* Menschen verloren waren! Es war egal, ob jemand reich oder arm ... ein König oder ein Tagelöhner ... ein Mensch mit vielen Titeln oder ein armer Arbeitsmann war, der kaum lesen gelernt hatte. Nur Jesus Christus, der Gute Hirte, könnte uns finden und nach Hause bringen.

Als Mr. Moody fortfuhr, die Geschichte vom Guten Hirten zu erzählen, der sein Leben einsetzte, um die verlorenen Schafe heimzubringen, bemerkte Casey, dass auf den Wangen seiner Mutter Tränen blinkten. Er überlegte, ob er wohl auch verloren war. Als er beim Doppelpass versagt hatte und die anderen enttäuschte, fühlte er sich ganz gewiss verloren; aber nun, wo er es geschafft hat, wieder aufs Trapez zu steigen, begann er sich ziemlich prima zu finden. Ob er trotzdem verloren war?

»Cara! Wo ist Cara?«, flüsterte ihm plötzlich aufgeregt seine Mutter ins Ohr. Erschreckt blickte sich Casey um. Er meinte, seine Schwester säße neben seiner Mutter. Aber ... sie war weg!

Schon drängte sich seine Mutter durch die Menge, um ihre Tochter zu suchen. Casey wandte sich in die entgegengesetzte Richtung. Als er jedoch die riesige Menge überschaute, wusste er, dass es dem Suchen einer Nadel im Heuhaufen glich, hier seine Schwes-

ter zu finden. Warum war sie aber auch weggelaufen? Oder ...

Er wagte kaum, an die andere Möglichkeit zu denken. Taschendiebe und andere Gauner hingen überall herum, wenn ein Zirkus auftrat. Was, wenn ...? Was wäre, wenn jemand sie geschnappt und mit ihr abgehauen wäre?

... und gefunden

Casey sah, wie seine Mutter völlig aufgelöst Reihe um Reihe absuchte. Schließlich, als die Menge aufstand, um das Abschlusslied zu singen, verlor er sie aus den Augen. Jetzt würden sie ihre kleine Cara gar nicht mehr finden!

Den Kopf hierhin und dorthin wendend, drängelte sich Casey zwischen den Männern und Frauen hindurch, die »So wie du bist, so darfst du kommen ...« sangen. Dabei war es ihm ganz egal, auf wessen Zehen er trat.

Und dann, als er einen Gang zwischen den Sitzen erreichte, sah er sie ... wie sie von Tucker fortgezogen wurde!

»He!«, schrie er. Aber seine Stimme ging unter bei den Tausenden von Stimmen, die rings um ihn her sangen. Maßlos wütend versuchte Casey den Gang entlangzulaufen, wobei er immer wieder Leuten ausweichen musste, die von ihren Sitzen aufgestanden waren, um zur Plattform zu kommen. »So!«, dachte Casey. »Also doch der Tucker wieder! Alles Gerede, er sei ein veränderter Mensch, war nichts als Theater gewesen. Das hatte er sicher alles nur gesagt, damit wir mit unserer Wachsamkeit nachließen ... vielleicht hat er die Entführung schon lange geplant gehabt!«

Als er an eine Stelle kam, an der sich zwei Wege kreuzten, blickte er in alle Richtungen. Welchen Weg



mochten sie gegangen sein? ... Warum standen auch all die Leute im Weg? Dann sah er sie in einiger Entfernung. Cara hopste vergnügt herum an der Hand des riesigen Kerls, der mit vielen anderen der Mitte des Zeltes zustrebte. »He! Haltet den Mann auf!«, schrie er, während er hinter den beiden herlief. Aber wieder ging seine Stimme bei dem Gesang unter.

Casey bahnte sich seinen Weg dorthin, wo er sie zuletzt gesehen hatte. Jetzt hatte er sie aus den Augen verloren! Das Herz schlug ihm bis zum Hals – er durfte sie jetzt doch nicht verlieren! Als er einen weiteren Gang hinaufeilte, hatte er kaum bemerkt, dass der Gesang aufgehört hatte und sich eine große Stille ausbreitete ... und da hörte er Mr. Moodys laut schallende Stimme: »Wir haben hier ein verlorenes Kind ... ein verlorenes Kind ...«

Caseys Kopf fuhr herum zur Plattform. Da stand Tucker und übergab Cara an Mr. Moody. Der Prediger hielt die Kleine in seinen Armen und wandte sich wieder an die Menge: »Kann die Mutter des Kindes sogleich zur Plattform kommen?«

Jetzt hatte sich Casey nach vorn durch die Menge gekämpft. Er kam fast gleichzeitig mit seiner Mutter dort an. Doreen Watkins weinte vor Erleichterung, als sie ihre Arme Mr. Moody entgegenstreckte.

Mr. Moody blickte Casey an. »Ist das deine Mutter und das deine Schwester, mein Junge?«

Casey nickte sprachlos. Aus den Augenwinkeln blickte er auf Tucker, der breit lächelnd dastand.

Mr. Moody kniete auf der Plattform nieder, um Cara ihrer Mutter in die Arme zu geben. »Das ist es, wofür Jesus Christus gekommen ist, gute Schwester

– verlorene Sünder zu suchen und zu erretten und sie dem himmlischen Vater wieder in die Arme zu legen.«

Weinend sagte Doreen: »Oh bitte, Mr. Moody ... ich möchte auch von Jesus gefunden werden!«

Sogleich wurden die drei Watkins' von einem Helfer zu etlichen Stühlen gebracht, die hinter der Plattform standen, zusammen mit anderen, die der Einladung Moodys gefolgt waren. Der junge Mann las ihnen einige Bibelverse vor und sprach mit ihnen über Gottes Liebe, über die Notwendigkeit des Sündenbekenntnisses und dass man Jesus als Retter und Herrn annehmen müsste.

»Ja, ja, das will ich«, sagte Doreen. »Möchten Sie mit mir beten?«

Der Helfer wandte sich an Casey. »Und was ist mit dir, junger Mann? Möchtest du auch Jesus dein Leben übergeben?«

In Caseys Kopf ging all das herum, was in der vergangenen Woche passiert war ... und wie falsch er über Tucker gedacht hatte.

»Ja«, sagte er leise. »Ja, ich will.« Wenn Mr. Moodys Gott einen wie Tucker liebt und dessen Leben verändern konnte, dann wollte er ihn auch kennenlernen.

»Ich auch«, flüsterte Cara schüchtern.

Wenige Minuten später, als die kleine Familie gebetet hatte, sah Casey, wie Mr. Moody auf sie zukam.

»Ach, Mr. Moody«, sagte Doreen, könnte ich bitte mit Ihnen reden? Ich habe meinen Mann verloren und brauche nötig einen Rat.«

»Natürlich, gute Frau«, sagte Mr. Moody und ließ seine mächtige Gestalt auf einen Stuhl fallen, wobei er Cara zunickte.

»Ich habe mich in diesem Jahr dem Zirkus angeschlossen«, fuhr Doreen fort, »weil ich meinte, damit eine Reihe von Problemen zu lösen.« Dann erklärte sie kurz, was zwischen dem Tod ihres Mannes und ihrer Entscheidung für den Zirkus Forepaugh geschehen war. »Aber ... es ist nicht wirklich das, was ich für mich und meine Kinder suche. Eigentlich würde ich am liebsten heute Schluss machen; aber Chicago ist ein fremder Ort für mich. Wohin sollte ich gehen? Was könnte ich anfangen?«

»Hmm.« Mr. Moody strich sich über seinen Bart und blickte zur Seite auf Casey. »Dieser junge Mann fragte mich vor ein paar Tagen dasselbe.« Casey wurde rot. »Wie lange dauert Ihr Vertrag mit dem Zirkus, Mrs. Watkins?«

»Bis zum Saisonende – noch vier Monate.«

»Dann«, antwortete Moody, »wenn man nichts verlangt, was gegen Ihr Gewissen ist, rate ich Ihnen dazu, den Vertrag einzuhalten. Ich möchte keinesfalls, dass es heißt, D.L. Moody hätte irgendjemanden ermutigt, sein Versprechen nicht zu halten.«

»Aber ... was wird aus meinen Kindern?«, fragte Caseys Mutter.

Mr. Moody gab keine Antwort. Stattdessen drehte er sich zu Casey um und fragte ihn: »Bist du aufs Trapez zurückgegangen?«

Casey nickte. »Ja, Mr. Moody ... seit fünf Tagen schon. Aber mit einer einfacheren Übung.«

Mr. Moody warf den Kopf zurück und lachte.

»Prima, mein Junge! Mrs. Watkins, wenn sie immer noch am Ende dieser Saison den Zirkus verlassen wollen, dann schreiben Sie hierhin.« Er kritzelte eine Adresse in Northfield, Massachusetts, auf ein Stück Papier. »Ich habe zwei höhere Schulen für Leute von Caseys Alter eröffnet – eine für Jungen und eine für Mädchen. Wenn Sie eine ordentliche Ausbildung für Ihren Sohn wollen, kann ich Ihnen dabei behilflich sein. Ich kann ihm einen Ausbildungsplatz an der Mount-Hermon-Schule für Jungen besorgen.«

Dann wandte er sich mit einem breiten Grinsen an Casey: »Und wenn du die höhere Schule beendet hast, junger Mann, und immer noch daran interessiert bist, einer von D.L. Moodys Lückenmännern zu werden ... *dann* werden wir dafür sorgen, dass du hier ans Bibelinstitut in Chicago kommst!«

* * *

Die drei Watkins' zogen sich ihre Kostüme für die Vorstellung am Sonntagnachmittag an, immer noch in einer glücklichen Hochstimmung. Es war dasselbe, was sie schon seit sechs Wochen täglich zweimal machten, und doch schien alles ganz verändert zu sein.

Nach der Pause wartete Casey mit den Eugene-Brüdern am Artisteneingang auf die Ankündigung ihrer Nummer durch den Ringmeister, als Pierre wie nebenbei sagte: »So, Watkins, was hältst du heute von dem Doppelpass?«

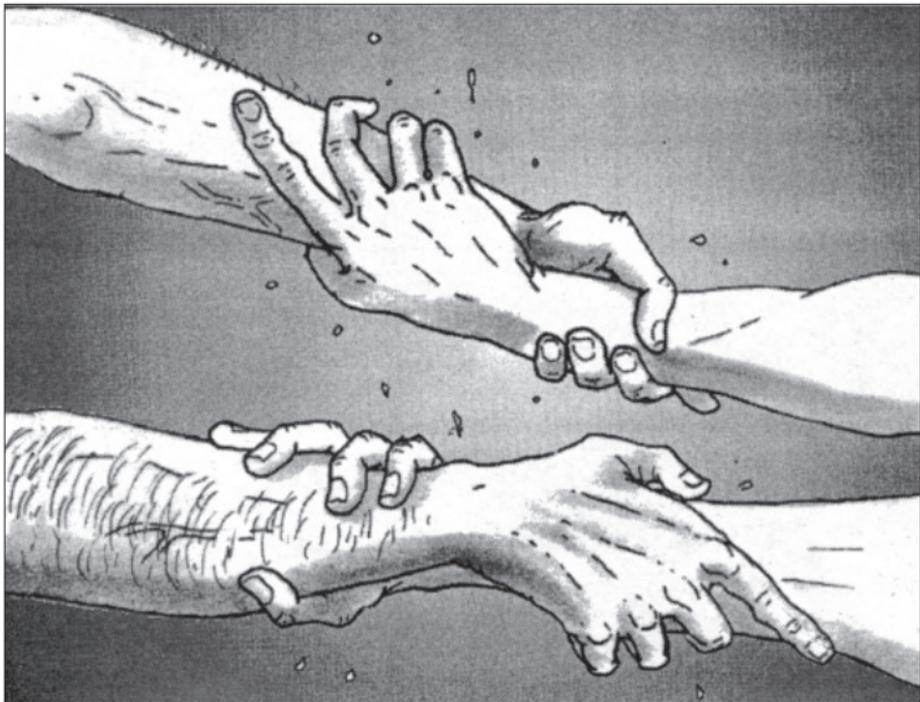
Casey schaute ihn an. Nicht einmal daran gedacht hatte er bisher.

Pierre hob die Achseln: »Du kannst entscheiden!«

Zu seiner Überraschung merkte Casey, dass es ihm beinahe egal war. Er meinte, er könnte es machen – nein, er wusste, dass er es konnte – aber er brauchte es nicht mehr, um irgendjemandem etwas zu beweisen, nicht einmal sich selbst. Gott war sein Freund ... mit und ohne den Doppelpass.

»Klar«, auch er zuckte mit den Achseln und grinste. »Warum nicht?«

So, ohne großartige Ankündigung vor der spärlichen Zuschauermenge des Sonntagnachmittags, sausten die »Eugene-Zwillinge« in der Luft aneinander vorbei ... und Casey fühlte Pierres festen Griff um seine Handgelenke, während Ansel das fliegende Trapez erwischte, das Casey gerade verlassen hatte.



Ein verblüffter Ringmeister sprudelte heraus: »Haben Sie das gesehen, meine Damen und Herren? Das war der spektakuläre Doppelpass!« Als die vier »Brüder« ins Netz rollten, sich vor der begeisterten Menge verbeugten und aus dem Zelt rannten, wurde es Casey richtig warm ums Herz, was man auch seinem Gesicht ansehen konnte.

Endlich hatte er den Doppelpass doch fertiggekriegt ... vor all den Leuten.

Plötzlich fühlte Casey, wie Eph Thompson ihn heftig an sich drückte. »Du hast's geschafft, Casey Watkins!«, rief er laut. »Ich wusst es doch, dass du es kannst! Immer hab ich's gewusst!« Er warf Casey um und lachte. »Aber es hätte nichts gebracht, wenn ich's dir gesagt hätte. Du musstest es in dir selbst merken.«

* * *

Die letzte Vorstellung der Saison fand in Forepaughs Winterquartier in Philadelphia statt. Hinterher standen alle, von den Clowns bis zu den Hilfsarbeitern, laut schwatzend um McCaddon herum, um ihr letztes Gehalt ausgezahlt zu bekommen.

Der Zirkusdirektor kletterte auf eine Holzkiste und hielt seine Hände hoch, was »Ruhe!« bedeuten sollte. »Ich muss etwas bekannt geben«, knurrte er unwirsch und sandte dicke Rauchkringel in die Luft. »Um es kurz zu machen: Obwohl wir in Chicago auf der Weltausstellung waren, haben die Gesamteinnahmen nun schon das zweite Jahr einen Minusrekord eingefahren.«

Artisten und Mitarbeiter bewegten sich nervös hin und her. Sie wussten, was nun kommen würde.

McCaddon erhob die Stimme. »Nach Rücksprache mit dem Eigentümer James Bailey wurde beschlossen, den Zirkus Forepaugh zu halbieren.«

Stöhnen und Unmutsäußerungen waren aus der versammelten Mitarbeiterschaft zu hören. »Bailey sollte als Ersten McCaddon feuern!«, meinte einer, der hinter Casey stand.

»Kann er nicht«, knurrte ein anderer. »McCaddon ist sein Schwager.«

»Schsch«, sagte Casey. »Er liest die Namen vor.«

Zu den Nummern, die beibehalten werden, gehören Addie Forepaugh Jr., die Pferdeshow, außerdem Elefanten und Dressurnummern mit den Raubtieren ... Lillie Deacon mit ihrer Reitnummer ... Ella Zuila mit der Fahrradnummer auf dem Hochseil ... die Eugene-Brüder mit der Trapeznummer ...

McCaddon setzte die Reihe noch einige Minuten lang fort. Aber Casey interessierten viel mehr die Namen, die nicht vorgelesen wurden. Weder Doreen Watkins noch Eph Thompson waren auf der Liste.

»Doreen! Casey! Cara!«, hörte man eine Frauenstimme sich überschlagen. Erstaunt wandte sich Casey um. Die Stimme kannte er doch? Und dann sah er sie alle: Tante Mary, Onkel John und seine Cousine Elspeth, die sich mit Gewalt durch die Menge drängten.

»Mary ... und John, ... ihr hier?«, sagte Doreen Watkins. »Was in aller Welt sucht ihr hier?«

»Na, ich hab John gesagt, er wäre es seinem Bruder Jack schuldig, zuzuschauen, wenn seine Familie im Zirkus auftritt«, sprudelte Mary Watkins heraus und nahm Doreen und beide Kinder herzlich in

die Arme. »Du warst einfach bezaubernd, Doreen ... stimmt's nicht, John?«

»Och, ja ... natürlich«, sagte der Herr Pastor, der sich ziemlich unwohl fühlte, umgeben von lauter Männern und Frauen in paillettenverzierten Kostümen, in engen Strumpfhosen und mit lustig bunten Federn auf dem Kopf. »Äußerst bemerkenswert!«, fügte er noch hinzu.

»Aber du warst der Beste, Cousin Casey«, sagte Elspeth, und ihre Augen glänzten vor Bewunderung. »Ich konnte gar nicht glauben, dass du das warst auf dem fliegenden Trapez!«

»Du liebe Zeit, ja!«, sagte Tante Mary stolz. »Ganz toll, absolut großartig!«

»Tja, ja«, stöhnte Onkel John. »Natürlich, Mary hat recht. Ihr wart alle sehr gut. Sieht aus, als hättet ihr eure Berufung gefunden«, gab John Watkins zu.

Doreen lachte kurz auf. »Kaum. Der Zirkus ist auf die Hälfte reduziert worden, und wir wurden gefeuert.«

»Ihr seid ... oh!«, rief Caseys Tante. »Was nun, John?« Und Mary Watkins warf ihrem Mann einen »Nun-sag-doch-was-Blick« zu.

Onkel John schien erleichtert zu sein. »Na gut, wenn die Sache so steht, woll'n wir mal Vergangenes Vergangenes sein lassen. Wenn du bereit bist, wieder sesshaft zu werden, können wir vielleicht hier in Philadelphia eine Beschäftigung für dich finden.«

»Ihr müsst zu uns kommen, bis ihr etwas für euch gefunden habt!«, forderte Mary Watkins.

Casey war ganz verzweifelt darüber, wie sich die Dinge zu entwickeln schienen, und stieß seine Mut-

ter an. Doreen Watkins lächelte höflich: »Ihr seid beide sehr freundlich zu uns. Ich will ... drüber nachdenken.«

Pastor Watkins guckte sehr beleidigt: »Darüber willst du erst nachdenken? Wo wir dir gerade angeboten haben, zu ...«

»Casey!« Pierre, dichtauf gefolgt von Raoul und Ansel, kam zu der kleinen Gruppe herüber. Elspeth starrte die muskulösen französischen Brüder in ihren hübschen Kostümen, die zu Caseys passten, fasziniert an. »Die Nummer der Eugene-Brüder bleibt erhalten!«, sagte Pierre eifrig. Dann erst bemerkte er die Familiengruppe. »O ... es tut uns leid, Mrs. Watkins. Wir hörten, dass Sie entlassen wurden. Aber das gilt nicht für Casey. Er gehört jetzt zu unserer Nummer. Er kann mit uns reisen.«

Casey war verwirrt. Daran hatte er gar nicht gedacht. Doch musste er zugeben, dass er es die letzten Monate richtig genossen hatte, zu den Eugene-Brüdern zu gehören, seitdem er die Angst überwunden hatte, vor großen Zuschauermengen zu agieren.

Andererseits – wie lange würde es dauern? Der Zirkus hatte die letzten beiden Jahre nicht genug Geld eingenommen und war jetzt nur noch halb so groß. Was passierte, wenn im nächsten Jahr auch die Eugene-Brüder gefeuert würden und sie nach Frankreich zurückgingen? Er war jetzt fünfzehn und hatte schon eine Menge in der Schule versäumt ...

Casey wusste, dass jetzt alle auf ihn blickten und auf eine Antwort von ihm warteten. Seine Augen begegneten denen seiner Mutter und er erinnerte sich an Mr. Moodys Angebot.

Er reckte die Schultern und sagte: »Danke, Pierre; aber ich bin kein richtiger Eugene. Ich bin ein Watkins, und mein Platz ist jetzt bei meiner Familie. Außerdem werde ich zur Schule gehen!«

* * *

Nachdem sie sich lange im Eisenbahnwaggon mit ihren Kindern besprochen hatte, nahm Doreen Watkins ein Blatt Papier.

»Lieber Mr. Moody!«, begann sie den Brief. »Sie sagten, ich solle Ihnen schreiben, wenn die Zirkussaison zu Ende ist. Sie ist in doppelter Weise zu Ende: Mein Vertrag wurde nicht erneuert. So geht alles nach Wunsch.

Ich schreibe wegen der Jungenschule in Mount Hermon, von der Sie Casey erzählt haben. Nur zu gern hätte ich für ihn eine christliche Erziehung. Ich habe kein Geld, bin aber gern bereit, für seine Ausbildung zu arbeiten. Meinen Sie, dass es in Ihren Schulen eine Arbeit für mich gibt? Ich kann gut nähen und könnte für die Mädchenschule auf der anderen Seite des Flusses kochen und nähen. Dann könnte Cara, wenn sie alt genug ist, ebenfalls dort zur Schule gehen ...«

»Tja«, dachte Doreen so still bei sich, »da auf dem Land, bei den Kindern, wird es außer Nähen und Kochen sicher auch noch etwas anderes geben – vielleicht sogar Pferde?!«

Mehr über Dwight L. Moody

Dwight Lyman Moody wurde am 5. Februar 1837 in Northfield, Massachusetts, USA geboren. Er war erst fünf Jahre alt, als sein Vater, ein Steinmetz, starb. Mit neun Kindern unter dreizehn Jahren allein gelassen, hatte Betsey Moody alle Hände voll zu tun, um ihre zahlreiche Nachkommenschaft zu kleiden und zu ernähren. Daher kam es, dass Dwights gesamte Schulausbildung der eines Fünftklässlers glich.

Das höchste Bestreben des jungen Dwight war es, aus dem winzigen Northfield fortzukommen und reich zu werden. Mit siebzehn verließ er sein Elternhaus und arbeitete in Boston für seinen Onkel als Schuhverkäufer. Aber sein Onkel verlangte, dass er zur Sonntagsschule ging, wo der Lehrer den eifrigen jungen Mann anregte, Christus um Vergebung seiner Sünden zu bitten, was zu Dwights Bekehrung führte.

Dwight mochte gern Schuhe verkaufen. Ihm steckte das Verkaufenkönnen im Blut. Aber Boston war für ihn zu langweilig, so machte sich der junge Mann 1858 auf den Weg nach Chicago, wo er eine Arbeit bei dem »Schuhkönig« C.E. Wisell erhielt. Nun nahm er sich vor, 100 000 Dollar zu verdienen. Schon nach einigen Jahren reiste er im ganzen Mittleren Westen der USA herum und präsentierte überall Wisells Schuhe. Doch zum Sonntag kam er immer nach Chicago zurück, um Kinder zur Sonntagsschulmission zu bringen, die er mit ins Leben ge-

rufen hatte. Dort kamen schließlich 1000 Kinder zusammen.

Eine der Sonntagsschullehrerinnen, Emma Revell, zog Moodys Aufmerksamkeit auf sich. Er verkündete seine Verlobung mit der sechzehnjährigen Emma einfach dadurch, dass er sagte, er stehe nicht mehr zur Verfügung, um andere Damen nach Hause zu begleiten.

Der junge Moody war sich seines Mangels an Ausbildung und Bibelwissen bewusst und fühlte sich daher zum Lehren nicht qualifiziert genug. Als ihn jedoch ein kränklicher Lehrer, Mr. Hibbert, bat, ihn bei Hausbesuchen zu begleiten, ging er zögernd darauf ein. Mr. Hibbert wollte alle Mädchen seiner Klasse für Christus gewinnen, bevor er starb. Die Erfahrung, dass sich diese Mädchen aus den Elendsvierteln bekehrten, bewirkte, dass Moody das Schuhgeschäft völlig aufgab, um »vollzeitlich in den Dienst für Christus zu treten«.

Der YMCA (in Deutschland CVJM = Christlicher Verein Junger Menschen) bestimmte Moody zum Missionar. Während des Bürgerkriegs diente er als YMCA-Kaplan bei den in Chicago stationierten Soldaten. (Moody wollte selbst kein Soldat sein, weil er es für falsch hielt, menschliches Leben auszulöschen.) Während des Krieges heiratete er Emma Revell (sie war jetzt zwanzig), und zwei Jahre später bekamen sie eine Tochter, die auch Emma hieß.

Während einer Reihe von Jahren half der energiegeladene und erfinderische Dwight Moody seiner missionarischen Sonntagsschule so weit voran, dass sie sich zur »Illinois Street Independent Church«

entwickelte, also zu einer unabhängigen Kirchengemeinde. Außerdem meldete er sich als Seminar­schüler an und wurde zum Präsidenten des YMCA von Chicago gewählt.

Wegen seiner einfachen Herkunft, seines glühenden Tatendrangs, seiner harten Arbeit und seiner festen Bindung an seine Familie hatte Moody immer einen guten Draht zu den einfachen Leuten und stets ein echtes Interesse am Wohlergehen der Armen. Aber er war auch sehr bekannt bei reichen Evangelikalen, die seine Arbeiten unterstützten.

1867 verbrachte er vier Monate in England, wo er die YMCA-Gruppen besuchte. Während dieser Reise traf er zwei herausragende Christen: Charles Spurgeon und Georg Müller. Er begegnete auch dem Pastor Henry Varley, der ihn mit folgenden Worten herausforderte: »Die Welt muss erst noch erleben, was Gott mit einem Menschen tun kann, der ihm ganz ergeben ist.« Diese Worte brachten Moody zu dem Versprechen, er wolle dieser Mensch sein.

Während einer internationalen YMCA-Konferenz hörte er einen Sänger mit einer beeindruckenden Stimme. Er lud Ira Sankey ein, als sein Musikdirektor mit ihm zu reisen. In den nächsten zwei Jahrzehnten waren »Moody und Sankey« ein weltbekanntes evangelistisches Team.

Am 8. Oktober 1871 zerstörte der Große Brand von Chicago auch Moodys neues Haus, die YMCA-Farewell-Hall, die er zu bauen geholfen hatte, dazu auch das Gemeindegebäude in der Illinois Street. Zuerst war er entsetzt, dann aber sah er in der Zerstörung seiner organisatorischen Arbeit in Chicago

eine Möglichkeit, sich umso mehr in die Ausbreitung des Evangeliums zu stürzen.

Die Zeit der großen Evangelisationsfeldzüge brach an. Zunächst war er zwei Jahre auf den britischen Inseln (England, Schottland und Irland). Die nächsten »Feldzüge« brachten ihn wieder nach England (im Ganzen sieben Mal), nach Neuengland, Mexiko, Kanada, den Westen der Vereinigten Staaten, Europa und ins Heilige Land – bis zu seinem Tod am Ende des Jahrhunderts.

1876 kaufte er eine Farm in Northfield, Massachusetts, wo seine Mutter noch lebte. Hier verbrachte er die Sommermonate zum Vergnügen seiner Kinder und später seiner Enkel. Obwohl Moody selbst nur wenig Ausbildung erfahren hatte, gründete er in dieser Gegend zwei Schulen, das Northfield-Seminar für Mädchen und die Mount-Hermon-Schule für Jungen.

Inzwischen nach Chicago zurückgekehrt, hatte eine Frau mit Namen Emiline Dryer die Vision für eine Bibelschule für Laien; um diese zu verwirklichen, brauchte sie Moodys Talent zur Organisation und zum Geldsammeln. Das Chicago Bible Institute wurde formell 1889 eröffnet. Erst nach Moodys Tod wurde der Name in Moody Bible Institute umgeändert.

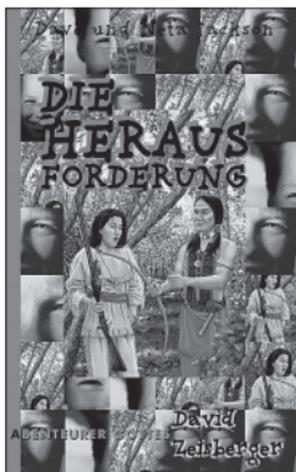
Moody wirkte auch bei der Eröffnung von zwei Verlagen mit. Der eine hieß Fleming H. Revell (benannt nach Emmas Bruder, der viele Predigten Moodys veröffentlichte), und der andere war die Bible Institute Colportage Association (später umbenannt in Moody Press).

Im Jahr 1892 kam er mit dem Ozeandampfer *Spree* in die Vereinigten Staaten zurück. Ein äußerst gefährlicher Unfall des Schiffes spornte Moody an, seine evangelistische Arbeit zu verdoppeln, obwohl der Arzt ihm eine ruhigere Gangart empfohlen hatte. Die Zeit drängte! Leute gingen verloren! Nur Arbeit für Christus zählte noch. Das führte zu den »Großfeldzügen« während der Weltausstellung in Chicago im folgenden Jahr – einer sechsmonatigen evangelistischen Arbeit, während der er auch das Zirkuszelt von Adam Forepaugh mietete. Sein jüngster Sohn Paul, damals fünfzehn Jahre alt, begleitete ihn dabei.

Moody war als Mensch ein Bündel von Widersprüchen. Selbst kaum ausgebildet, gründete er drei Schulen. Er predigte überall in der Welt vor Tausenden; doch seine Kinder erinnern sich an ihn als an einen hingebungsvollen Vater. Er verkehrte mit Staatsmännern, hatte aber ein besonders offenes Herz für junge Leute – und für Pferde. Er hatte Sinn für praktische Scherze, trug zu Hause »unaussprechliche Kleidung« und jagte mit seinem Pferd vor dem Kutschwagen in halsbrecherischem Tempo über seine Farm in Northfield. Wie einer seiner Söhne bemerkte, war er »ein dicker, bärtiger Peter Pan, ein Junge, der niemals erwachsen wurde«.

Direkt vor dem Jahrhundertwechsel zwang ihn sein schwaches Herz, einen evangelistischen Einsatz abzukürzen. Erst 62 Jahre alt, starb er am 22. Dezember 1899 in seinem Heim in Northfield, wo er auch begraben liegt.

Dave und Neta Jackson
**Die Herausforderung –
David Zeisberger**



Ein seltsamer Treck durchzieht den Wilden Westen auf der Suche nach einer neuen Heimat. Als weiße Siedler eine Gruppe friedlicher Indianer überfallen und sie zwingen, ihr Land zu verlassen, ziehen auch der 13 Jahre alte Josef Shabosh und sein gelähmter Freund, David Heckstein, mit ihnen. So unterschiedlich die zwei Jungen sind, so unterschiedlich verläuft auch ihr Leben: Josef träumt von einem Abenteuerleben im Wilden Westen, und David fühlt sich als unglückliche Last für seine alleinstehende Mutter.

160 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-417-7

Dave und Neta Jackson

Das Geheimnis der Mayflower – William Bradford

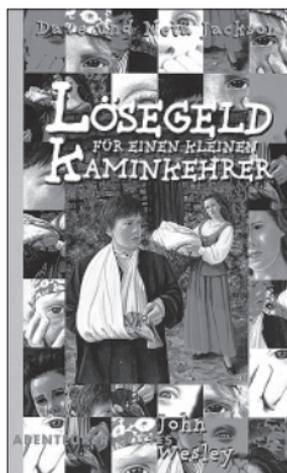


1620 – die 13 Jahre alte Elisabeth Tilley und ihre Familie hatten seit Monaten auf diesen Tag gewartet, an dem die Mayflower ihre Segel setzt, um England zu verlassen. Der verspätete Start bedeutete ungewisses Wetter und eine schwierige Reise für alle – auch für Dorothy Bradford, der jungen Frau von William Bradford. Eines Nachts auf hoher See sieht Elisabeth, wie Dorothy sich, nur mit einem Nachthemd bekleidet, auf dem Deck aufhält. In der Meinung, sie wolle allein sein, misst Elisabeth dieser Beobachtung keine Bedeutung zu und geht zu Bett. Doch am nächsten Morgen ist Dorothy verschwunden. Elisabeth verschweigt ihre nächtliche Beobachtung. Aber dieses Geheimnis lässt sie nicht mehr los ...

160 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-431-3

Dave und Neta Jackson

Lösegeld für einen kleinen Kaminkehrer – John Wesley

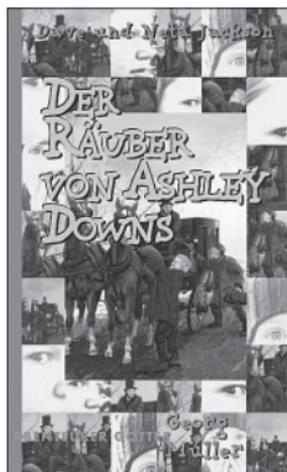


Nordengland im 18. Jahrhundert: Seit seinem fünften Lebensjahr arbeitet der 13-jährige Ned Carter in den gefährlichen Kohlenminen. Seinem kleinen Bruder Pip droht dasselbe Schicksal, und Ned möchte ihn mit allen Mitteln davor bewahren. Der Familie geht es so schlecht, dass sie auch Pip in die Minen schicken will, sobald er fünf Jahre alt ist. Zu allem Elend hat Ned noch einen Unfall, und damit scheint Pips Schicksal endgültig besiegelt zu sein. Aber statt in die Minen geschickt zu werden, »verkauft« sein Vater ihn als Schornsteinfeger-Lehrling nach London ... Trotz seiner Verletzung beschließt Ned, dass er Pip finden und »zurückkaufen« muss. Doch wo ist Pip nun? Und wie kann Ned das Lösegeld verdienen, ohne dass sein Vater etwas davon mitbekommt? Und was könnte dieser Prediger, John Wesley, tun, um ihm dabei zu helfen?

144 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-551-8

Dave und Neta Jackson

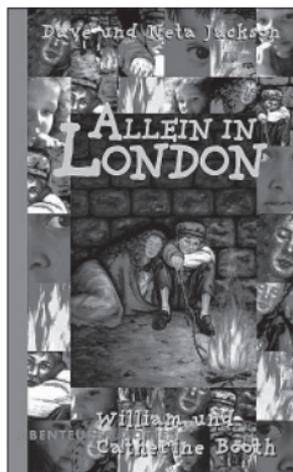
Der Räuber von Ashley Downs – Georg Müller



Ende des 19. Jahrhunderts: Als Curley Roddy zwölf Jahre alt ist, hat er schon 6 Jahre als Waisenkind in den Straßen von London überlebt. Er lebt von dem, was er finden kann, und ist auch schon ein guter Taschendieb. Doch dann kommt die Chance seines Lebens, als er hört, dass eine Gemeinde in Bristol für ein Waisenhaus 3000 Pfund gesammelt hat. Es wird ein Leichtes sein, das Geld zu erbeuten. So plant er mit Spud Baxter einen bewaffneten Überfall. Doch dann begegnet er Georg Müller ...

160 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-529-7

Dave und Neta Jackson
Allein in London –
William und Catherine Booth



Um das Jahr 1885 herum kommen Jack und Amy nach London, um ihren Onkel zu suchen. Sie sind völlig auf sich allein gestellt, haben weder Geld noch Essen, noch eine Unterkunft. Wie sollen sie jedoch ihren Onkel finden, wenn sie nicht wissen, wo er wohnt? Das Leben auf der Straße birgt unerwartete Gefahren für die beiden. Den Menschen in London sind sie egal, und manche verhalten sich ihnen gegenüber sogar sehr grausam. Wo können sie hingehen, um Hilfe zu finden? Und dann diese merkwürdigen Leute von der Heilsarmee. Sollen Jack und Amy vor ihnen weglaufen? Oder können sie dem General und Catherine Booth vertrauen? Eines Tages ist dann auch noch Amy plötzlich verschwunden.

128 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-447-4